

**Zeitschrift:** Mitteilungen der Ostschweizerischen Geographisch-Commerciellen Gesellschaft in St. Gallen  
**Herausgeber:** Ostschweizerische Geographisch-Commercielle Gesellschaft  
**Band:** - (1911)  
**Heft:** 2

**Artikel:** Kulturelle Wandlungen an der Goldküste im 19. Jahrhundert [2]  
**Autor:** Fischer, F.  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-1092415>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 17.04.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**



# Kulturelle Wandlungen an der Goldküste im 19. Jahrhundert.

Von Missionar F. FISCHER in St. Gallen.

(Schluss; vide pag. 30—48.)

## b) Die materielle Kultur am Anfang des 19. Jahrhunderts.

1. Für die Entwicklung einer materiellen Kultur waren die Verhältnisse auf der Goldküste bis zum Anfang des letzten Jahrhunderts die denkbar ungünstigsten. Die Natur des Landes mit seiner tropischen Fruchtbarkeit, die allerdings bedingt ist durch die regelmässig wiederkehrenden Regenzeiten, machte es nicht nötig, für die spärliche Bevölkerung sich sehr anzustrengen, um dem Boden das abzurufen, was sie zum täglichen Unterhalt brauchte. Zwar haben sie sich nicht nur damit begnügt, das zu sammeln, was wild gewachsen ist, sondern es wurde eine Anzahl von Nutzpflanzen angebaut, vor allem Pisang, Bananen, Jams, Cassava, vielleicht da und dort auch Mais. Aber man dachte am Anfang des letzten Jahrhunderts nicht von ferne daran, mehr zu pflanzen als man für den eigenen Bedarf nötig hatte und es war den Negern auf der Goldküste auch nicht gelungen, irgendwelche Vorsorge für Zeiten der Not zu treffen. Blieben die Regen aus, was wohl im Innern selten genug der Fall war, oder war es durch politische Unruhen unmöglich geworden zu säen oder zu ernten, was oft vorkam, so war die Not der Teuerung und des Hungers in ihrem ganzen Umfang vorhanden. Immerhin gab es in den Wäldern eine Menge essbarer Wurzeln etc., zu denen man in solchen Zeiten seine Zuflucht nehmen konnte. Handelspflanzen wurden damals absolut nicht kultiviert. Die gesamte *landwirtschaftliche Produktion* war von der allerprimitivsten Sorte. Man konnte eigentlich kaum von einer Hackkultur reden, abgesehen von den Erdnussfeldern. Gründlich umgearbeitet wurde der Boden nie. Wollte man irgendwo Pisang, Jams, Cassava etc. pflanzen, so hat man im Wald das Unterholz abgehauen, es um Bäume herum aufgeschichtet und verbrannt. Dadurch wollte man zugleich eine Anzahl von Urwaldbäumen auf der betreffenden Stelle zu Fall bringen. Sie wurden durch das Feuer angebrannt

und dann vielleicht vom nächsten Gewittersturm über den Haufen geworfen. Das war um so leichter möglich, als die Urwaldbäume in der Regel keine Pfahlwurzeln haben, sondern nur ein zwar sehr weit ausgedehntes, aber nicht tief gehendes Wurzelwerk. Auf dem also zugerichteten Felde wurden dann zwischen den Wurzelstöcken des abgehauenen Unterholzes die betreffenden Nutzpflanzen angebaut und man sorgte nur dafür, dass das üppig wuchernde Gestrüpp von Zeit zu Zeit zurückgehauen wurde; aber von einer eigentlichen Reinigung des Bodens durch Hacken war keine Rede. Das hat man einige Jahre auf demselben Stück Land so getrieben, um dann weiter zu gehen und ein anderes Stück in Angriff zu nehmen. Man war, wenn die Bevölkerung sich stark vermehrte, dann etwa genötigt, die Felder etwas weiter von den Dörfern wegzuschieben. Das führte hin und wieder und je länger je häufiger dazu, dass man sich auf diesen entfernten Feldern ansiedelte und auf diese Weise entstanden dann etwas solidere Rechtstitel (cf. des weiter oben Gesagten).

2. Auch die **Viehzucht** war auf der Goldküste sehr gering. Grössere Haustiere wie Pferde, Esel, Rindvieh etc. konnten schon der Tsetsefliege wegen nicht gehalten werden. So beschränkte sich die Viehzucht von selbst auf Kleinvieh: Schafe, Ziegen und Feder-  
vieh. Während man sonst oft die Beobachtung macht, dass das Vieh bei Naturvölkern hauptsächlich der Milch wegen gehalten wird, viel mehr als etwa des Fleisches wegen, war das auf der Goldküste nicht der Fall. Die Ziegen waren von einer so dürftigen Sorte, dass sie ihre Milch ganz für ihre Jungen brauchten. Es wäre zwar bei rationeller Fütterung und Pflege gewiss möglich gewesen, auch die Milchproduktion zu steigern, aber diese Pflege fehlte eben. Man hat die Tiere des Fleisches wegen gezüchtet, aber immer nur die männlichen verzehrt, soweit sie nicht zur Zucht nötig waren. Die weiblichen Tiere wurden in der Regel nur gegessen, wenn sie alt waren oder irgend einen Fehler hatten. Geschätzt waren die Tiere auch als Gegenstand des Reichtums und Besitzes.

3. **Jagd** und **Fischfang** wurden in einfacher, aber ausgedehnter Weise betrieben. Die Neger hatten namentlich an der Küste selbstverfertigte Fischernetze und fuhren in ihren Einbäumen ziemlich weit hinaus aufs Meer, um Fische zu fangen, die an der Küste immer eine bedeutende Rolle als Nahrungsmittel gespielt haben. An den Flüssen im Innern haben sie sich mit Fischreusen und Körben geholfen. Namentlich zur Zeit der Ueberschwemmung der Flüsse

haben sie etwa Flechtwerk und Zäune an solchen Stellen gebaut, wo das Wasser wieder in den Fluss zurücklief, damit die Fische sich darin verfangen sollten und man sie dann mit den Händen greifen konnte. Auch kannten sie gewisse giftige Kräuter und Wurzelsäfte, die, wenn man sie aufs Wasser wirft, die Fische in einem bestimmten Umkreis betäuben, so dass sie wie tot auf der Oberfläche schwimmen und leicht gefangen werden können. Die Fische haben sie dann, wenn der Vorrat zu gross war, geräuchert, damit man sie auch länger aufbewahren konnte. — Nicht so gut ausgebildet wie die Fischerei war die Jagd. Treibjagden waren auch in Afrika nicht unbekannt, und zur Zeit, da man noch kein Pulver und keine Flinten kannte, mögen sie noch häufiger vorgekommen sein als heute, wo man nur in der Not, wenn die Regierung gar zu wenig Pulver herausgibt und der „Fleischhunger“, wie sie sagen, gar zu drückend empfunden wird, zu diesem Mittel greift. Sie haben auch verstanden, für gewisse Tiere Fallen herzustellen, die zwar oft sehr primitiv waren und bei Leoparden z. B. manchmal gefährlich wurden. Auch Vogelleim haben sie gekannt und dazu etwa den Saft von Gummibäumen verwendet. Papageien, die auf hohen Bäumen angebunden wurden, mussten dabei als Lockvogel dienen. Ausser den Steinschlossflinten, die schon damals durch die europäischen Sklavenhändler eingeführt wurden und wohl auch Pfeil und Bogen, besaßen sie nicht viel Jagdgeräte. Ohne Zweifel hat auch damals schon in manchen Gegenden die Schneckenjagd eine wichtige Rolle gespielt. In der Provinz Akem z. B. und an andern Orten gibt es sehr ausgedehnte Waldgründe, wo eine grosse Waldschnecke in ungeheurer Zahl sich vorfindet. Sie haben diese Gebiete in drei Teile geteilt und jedes Jahr wird nur ein Gebiet abgesucht. Da diese Schnecke drei Jahre braucht, bis sie ausgewachsen ist und dann 80—100 Eier legt, die so gross sind wie grosse Linsen mit hübschen, gelben, spröden Schalen, so wird auf diese Weise dafür gesorgt, dass die Schnecken nicht ausgerottet werden. Wenn durch irgendwelche Ereignisse, etwa politische Unruhen, die Bevölkerung verhindert wird, zur rechten Zeit auf den Schneckenfang zu gehen, so lässt man die Schneckenernte lieber ein Jahr ausfallen, als dass man es riskieren würde, die Eier zu zertreten. Es ist also da eine sorgfältig beobachtete Schonzeit eingeführt. Die Schnecken werden an Stäbchen aufgespiesst und dann am Feuer gedörret, je zehn Stäbchen voll zu einem „Schneckenschild“ zusammengebunden und so verkauft.

4. Das **Gewerbe** beschränkte sich auf Töpferei, Weberei, Goldschmiedekunst, Eisenindustrie und Flechtarbeiten. Die *Töpferei* lag ganz in den Händen der Frauen und wurde natürlich nur in solchen Gegenden getrieben, wo ein guter Lehm vorhanden war. Sie haben es seit alter Zeit verstanden, ganz hübsche Gefässe in schön abgerundeter Form herzustellen und da die Gefässe ganz von Hand ohne Drehscheibe hergestellt wurden, so stellen sie der Geschicklichkeit und Handfertigkeit dieser Negerfrauen kein schlechtes Zeugnis aus. Die Art der Fabrikation hat sich auch kaum geändert. Sie legen einen Kranz von Lehm auf dem Boden herum, setzen mit der Hand ein Stück ums andre dran und streichen es mit einem Stück Holz glatt. Ist der Topf fertig, so lässt man ihn in der Sonne trocknen und wenn man eine Anzahl hat, so werden sie zusammengesetzt, ein Holzhaufen wird darüber aufgeschichtet und so werden sie gebrannt. Das Brennen der Töpferware ist der mangelhafteste Teil ihrer Kunst. Die Töpfe werden erst durch den Gebrauch härter und dauerhafter.

Die *Weberei* fand sich hauptsächlich unter solchen Stämmen, unter denen eine, wenngleich sehr beschränkte Baumwollkultur vorhanden war. Der Webstuhl, der zwar alle Teile der Handwebstühle, wie sie bis vor kurzem unter uns im Gebrauch waren, besitzt, ist doch sehr einfach. Die Kunst des Webens wurde jedenfalls von Norden her auf die Goldküste gebracht. Dort waren ja auch viel günstigere Bedingungen für den Anbau der Baumwolle als im Urwaldgebiet und im Hinterland können sie heute noch viel breitere Stoffe weben als das unter den Stämmen der Tschivölker der Fall ist. Auch das Spinnen der Baumwolle wurde in ganz ähnlicher Weise betrieben wie früher bei uns, ohne Spinnrad. Man hatte eine Spindel, d. h. einen Stecken, der in einer kreisrunden Scheibe steckte und die man auf dem Boden im Kreis tanzen liess, so dass der Faden, der darauf gewickelt wurde, zugleich ein wenig gezwirnt wurde.

Am ausgebildetsten war wohl die *Goldschmiedekunst*. Die Goldschmiede haben es verstanden, mit ihren sehr primitiven Werkzeugen ganz hübsche, sogar kunstvolle Sachen zu machen. Bekannt ist ein Ring, der auf der Goldküste hergestellt, später allerdings viel imitiert wurde. Auf diesem Ring waren die Bilder des astronomischen Tierkreises in erhabener Reliefarbeit eingearbeitet. Dieser Ring wurde sehr viel gemacht auf der Goldküste. Die Idee stammt jedenfalls aus dem Norden von Afrika und ist wohl durch mohammedanische Einflüsse, wie solche am Hofe von Asante seit 1700 nach-

gewiesen sind, heruntergekommen an die Küste. Auch wurden manche Figuren aus Bronze und Messing gegossen. Sehr interessant sind da besonders die gegossenen Goldgewichte der Asanteer, die Menschen- und Tierfiguren, Gebrauchsgegenstände etc. darstellen und in denen manchmal ein Sprichwort versinnbildlicht ist. Am meisten war natürlich die Goldschmiedekunst vertreten in den Gegenden, wo sich viel Gold fand. Die gemachten Gegenstände waren sehr weich, da wenig Silber oder gar keine Legierung zur Verwendung kam.

Von *Eisenindustrie* war unter den Tschivölkern fast nichts vorhanden. Sie machten wohl einige einfache Werkzeuge: Hauen, Buschmesser, Aexte etc. Tiefer im Innern mögen sie auch Roh-eisen gewonnen haben. Jedenfalls war die Eisenindustrie jenseits des Volta unter den Ewhestämmen und ihren nördlichen Nachbarn viel bedeutender.

Dagegen wurden sehr viel *Flechtarbeiten* gemacht: Körbe, Teller, Matten, Mützen, Hüte etc., denn Material für diese Arbeiten war reichlich vorhanden und leicht zu beschaffen und dass diese Arbeiten verhältnismässig wenig Anstrengung erforderten, trug jedenfalls auch mit dazu bei, sie beliebt zu machen. Auch *Schnitzarbeiten* wurden gefertigt: Schüsseln, Teller, Stühle etc. und bei ihren Verzierungen an diesen Arbeiten diente ihnen in der Regel die sie umgebende Tierwelt als Muster.

5. Der niederen Kulturstufe dieser Völker entsprachen auch die *Häuser*, die sie bewohnten und ihre Kleidung. Die Form der Häuser war schon zu Anfang des 19. Jahrhunderts viereckig. Die Fetischhütten sind rund und es ist nicht ausgeschlossen, dass diese Fetischhütten einen Typus von Hütten darstellen, der in früheren Zeiten allgemein war. In den meisten Fällen wurden die Häuser fast ganz aus dem Material hergestellt, das die Palme liefert. Man steckte zwei parallele Reihen von Pfosten in den Boden, die alle oben eine Gabel hatten. In der Mitte zwischen diesen beiden Reihen steckten einige höhere Pfosten, die den Firstbalken trugen. Die Pfosten an den Längs- und Querseiten wurden horizontal und vertikal mit Palmblattrippen verbunden, so dass ganz kleine Vierecke entstanden. Alles wurde mit Pflanzenfasern festgebunden. Wenn ein solches Haus im Rohbau fertig und das Dach aus Gras oder Palmblättern darauf befestigt war, dann sah es einem grossen Vogelkäfig nicht unähnlich. Die Wände wurden dann innen und aussen mit Lehm beworfen, den man mit der Hand glatt strich und das Haus war fertig. Eine Oeffnung ausser der Türe besass es nicht. In andern

Gegenden, wo guter Lehm sich fand, da haben sie wohl auch schon vor hundert Jahren Häuser mit Lehmmauern gebaut. Der Lehm wurde erst mit den Füßen tüchtig geknetet, dann wurde ein Satz von 30—40 cm Höhe aufgesetzt und wenn der nach einigen Tagen trocken war, ein zweiter und so fort, bis die Mauern hoch genug waren. An solchen Häusern sah man auch architektonische Verzierungen. Diese Häuser waren natürlich viel besser und dauerhafter als die sogenannten Stockhäuser, weil die weissen Ameisen ihnen nicht so gefährlich werden konnten. Von Möbeln war in solchen Wohnungen eigentlich nichts zu finden. Als Bett diente eine selbstgeflochtene Matte. Bei Häuptlingen oder andern angesehenen Leuten fand man etwa einen Landesschemel. Im Uebrigen waren noch die Kochgeräte vorhanden, Schüsseln, Wassertöpfe, Fufmörser aus Holz und ein Stössel dazu; vielleicht auch noch ein Korb oder eine grosse Kürbisschale mit Deckel, in denen etwa Kleider und Schmuck, wenn solche vorhanden waren, aufbewahrt wurden.

6. Mit der *Kleidung* war es bei den Negern, die nicht nahe an der Küste wohnten und aus dem Sklavenhandel Nutzen zogen, schlecht bestellt. Die Küstenbewohner konnten etwa von den Europäern Kleider eintauschen, aber im Innern wurden solche fast nur von den Häuptlingen und reichen Leuten getragen. Die Stoffe, die von den eingebornen Webern hergestellt wurden, waren zwar sehr solid und dauerhaft, aber für den gemeinen Mann unerschwinglich teuer. Man hat sich vielfach mit Baumbast beholfen.

7. Dass der Häuserbau und die Kleidung so dürftig und wenig entwickelt waren, ist zum guten Teil auch dem Klima zuzuschreiben, das die Leute eben nicht nötigte, sich vor Kälte zu schützen. Wenn man eine Hütte hatte, die den Regen notdürftig abhielt und in der man sich bei Nacht zur Ruhe niederlegen konnte, so genügte das. So manches, was in andern Ländern stimulierend auf die Entwicklung der Kultur wirkt, fiel eben hier weg. Die sehr dünne Bevölkerung nötigte nicht zu einer intensiven und rationellen Bodenkultur; das fast immer heisse Klima zwang die Leute nicht feste Häuser zu bauen und gute Kleidung sich zu verschaffen, wirkte vielmehr noch lähmend und erschlaffend. Dann fehlte am Anfang des 19. Jahrhunderts vor allem *Handel* und *Verkehr* fast vollständig. Der Handel beschränkte sich bis zur Wende des 18. und 19. Jahrhunderts fast ausschliesslich auf Sklaven. Von den europäischen Sklavenhändlern wurden allerdings eine Menge begehrter Dinge eingetauscht, die das Verlangen und die Begierde nach mehr

weckten. Aber diese Güter, die aus Europa kamen, zumeist allerlei Flitter, waren doch nur den Grossen zugänglich. Für den kleinen Mann, das Volk, waren sie nicht und die Grossen glaubten sich dieselben am besten eben durch den Sklavenhandel zu beschaffen. So trieb ihr Verlangen nach den Gütern der europäischen Sklavenhändler sie nur dazu, immer mehr und immer aufs neue Sklaven zu bekommen und das ganze Leben dieser Stämme stand unter dem unheilvollen Einfluss dieses erbärmlichen Handels. Die Grossen dachten nur auf Vermehrung der Sklaven, um sie austauschen zu können und die Kleinen waren oft von Furcht gejagt in dem Gedanken, auch ihrer könnte das Los eines Sklaven warten. Durch die fortwährenden Kriege und Stammesfehden, die die Sklaverei im Gefolge hatte, war das ganze Leben so unsicher geworden, dass niemand daran dachte, irgendwelche Kulturgüter sich zu erwerben. Was hatte man doch davon? Vielleicht zog man dadurch nur den neidischen Blick irgend eines Grossen auf sich und riskierte dann nicht nur den Verlust seiner Güter, sondern auch seine Freiheit. Unter dem Einfluss der Sklaverei wurde auch die Arbeit entwertet und ihrer Würde beraubt. Arbeit war Sache der Sklaven und der Frauen, aber nicht des freien Mannes, und da der Sklave ja gar keinen Gewinn von dem Ertrag seiner Arbeit hatte, so war von einem Interesse an Fortschritt und Weiterentwicklung natürlich keine Rede. So hemmten die durch die Sklaverei geschaffenen politischen und sozialen Verhältnisse den Kulturfortschritt und auch den Verkehr der Stämme untereinander. Die Leute kamen nie aus ihren engen Verhältnissen und ihrer altgewohnten Umgebung heraus. Sie sahen nicht wie es andere machten. Man konnte ja nicht wagen, etwa eine Reise in die Ferne zu machen und sich umzuschauen; man konnte auch nicht seine etwaige Ueberproduktion an andere Stämme absetzen und von denen eintauschen, was einem fehlte. Dazu kam, dass es damals keine Münze gab. Man tauschte Waren gegen Waren aus. Der Goldstaub, der als Münze Verwendung fand, war für den täglichen Gebrauch eigentlich doch nicht gut verwendbar. Das alles hat zusammengewirkt, dass die materielle und wirtschaftliche Kultur der Neger auf der Goldküste am Anfang des 19. Jahrhunderts auf einer solch tiefen Stufe sich befand.

### c) Die geistige Kultur am Anfang des 19. Jahrhunderts.

Wenn wir von dem geistigen Kulturbesitz eines Volkes uns ein Bild machen wollen, so müssen wir seine religiöse Kultur ins Auge

fassen und sehen, was von Kunst und Wissenschaft unter ihm zu finden ist. Ueber die beiden letzten Punkte werden wir nicht sehr viel zu sagen haben. Umsomehr wäre über den ersten Punkt zu sagen. Aber um nicht gar zu ausführlich zu werden, wollen wir versuchen, das Wichtigste herauszugreifen.

1. *Ein höchstes Wesen, Gott*, der die Welt erschaffen hat, war den Negern auf der Goldküste nicht unbekannt. In Sprichwörtern und hin und wieder bei besonderen Anlässen des täglichen Lebens denken sie an ihn. Auch in ihrem Sagenschatz finden sich Spuren davon.

Eine der bekanntesten Schöpfungssagen auf der Goldküste ist die folgende: „Am Anfang schuf Gott drei weisse und drei schwarze Menschenpaare. Damit sie sich nicht über ihr künftiges Schicksal beklagen könnten, beschloss er, sie dasselbe wählen zu lassen. Er legte einen grossen Kürbis auf die Erde und neben ihn ein versiegeltes Stück Papier. Die Schwarzen, die zuerst wählen durften, entschieden sich für den Kürbis, in welchem sie alle Schätze zu finden hofften. Beim Oeffnen desselben aber erblickten sie nur ein Stück Gold, ein Stück Eisen und verschiedene andere Metalle, mit denen sie nichts anzufangen wussten. Den Weissen dagegen sagte das geöffnete Papier alles. Gott liess die Schwarzen in den afrikanischen Wäldern, die Weissen aber führte er an die Wasserseite, kam mit ihnen jede Nacht zusammen und lehrte sie den Schiffsbau. Sie fuhren nun in ein fernes Land, aus dem sie nach langer Zeit mit verschiedenen Waren zurückkehrten, um mit den Schwarzen Tauschhandel zu treiben. So hat infolge der blinden Habgier der schwarzen Voreltern die göttliche Fürsorge sich von diesen und ihren Nachkommen hinweggewandt und dieselbe der Regierung von Geistern überlassen, die mindestens ebenso tief unter Gott stehen, als die Neger unter den Europäern.“

Die Sage ist sehr alt, aber doch jedenfalls erst entstanden, nachdem die Europäer angefangen hatten, sich regelmässig an der Goldküste zu zeigen und Einfluss zu gewinnen.

2. Aber im allgemeinen ist dieses höchste Wesen verdrängt durch die Dämonen und Geister. Man hat die Goldküste schon oft das klassische Land des Fetischismus genannt und in der Tat, der Fetischdienst beherrscht das Leben jener Völker und zwar nicht nur in ihren religiösen Sitten und Gebräuchen, sondern auf allen Gebieten des Lebens. Der Name Fetischismus ist insofern nicht ganz glücklich gewählt, als das portugiesische Wort „feitiço“ Zaubermittel, Amulett bedeutet. Nun spielten zwar die Amulette immer eine sehr grosse Rolle bei den Negern auf der Goldküste und sie sind auch das, was einem am augenfälligsten entgegentritt aus ihrem religiösen Leben. Aber sie beschlagen doch nur ein Gebiet desselben und das andere grosse Gebiet, in dem es sich um Geisterverehrung und Ahnendienst handelt, sollte man eigentlich nicht unter

diesem Namen zusammenfassen. Immerhin ist der Name heute gebräuchlich und wir mögen ihn also mit diesem Vorbehalt auch benutzen.

Mit *Geistern* und *Dämonen* hatte es der Neger auf der Goldküste in seiner Religion immer zu tun. Er nannte sie „abosom“. Das ist ein Begriff, der eine sehr grosse Rolle spielte. Es gab verschiedene Arten solcher Geister: solche, die einem ganzen Stamm zugehörten; andere, die nur im Besitz einer Familie waren und wieder andere, die nur einem einzelnen Individuum, etwa einem Fetischmann, gehörten. Diese Geister wohnten in irgend einem Gegenstand, in Bäumen, Flüssen, Steinen, Erdhügeln oder auch in Gegenständen, die von Hand gemacht waren. Ihr Charakter war im allgemeinen böse und die Absicht bei dem Dienst, der ihnen geweiht wurde, war immer, sie zu versöhnen und günstig zu stimmen. Unglücksfälle, Seuchen, Regenmangel etc. wurden immer dem Zorn dieser Geister zugeschrieben, der durch ungenügende mangelhafte Verehrung und Beobachtung ihrer Vorschriften erregt worden war. Der Dienst bei diesen „Fetischen“ wurde durch Priester (*osofu*) verrichtet, die für die Pflege des Fetisches, seine Nahrung, Reinigung seiner Hütte oder seines Haines sorgten, die Opfer darbrachten etc. Von ihnen unterschieden sich die Fetischwahrer, die im täglichen Leben eine viel grössere Rolle spielten. Sie waren der Mund der Fetische, durch den sie redeten; durch sie konnten dieselben auch befragt werden. Diese Wahrer und Fetischmänner waren zugleich auch die Aerzte. Da man unter den Tschivölkern, wie unter allen heidnischen Naturvölkern, eigentlich kaum eine natürliche Krankheitsursache kennt, sondern hinter der Krankheit immer den Einfluss eines bösen Geistes oder eines bösen Menschen (Hexe oder Zauberer) witterte, so war man in der Krankheit auch darauf angewiesen, übernatürliche Hilfe zu suchen und die fand man eben beim Fetisch durch den Dienst seines Sprechers. Wie ungeheuer viel Betrug und Schwindel dabei mitunterlief, das braucht man nicht weiter auszuführen. Ueber die medizinische Seite der Tätigkeit dieser Fetischmänner werden wir nachher noch einige Worte sagen.

3. Wie die alten Germanen den Wochentagen die Namen von Göttern beilegte, so finden wir etwas Aehnliches auch unter den Tschinegern. Die sieben Wochentage tragen wahrscheinlich die Namen von sieben *Genien*. Es gibt zwar eine alte Sage, die sucht die Sache etymologisch zu erklären.

Die Sage lautet: Ein Tier mit Namen Efoq (eine Affenart) habe angefangen, die Welt zu schaffen. Da sei ihm Odomanikama, der Schöpfer, begegnet und habe zu ihm gesagt: „Ich bitte dich, überlass mir diese Sache, ich will die Welt erschaffen.“ Efoq sagte: „Ja gut, ich will dir's übergeben, aber eines sage ich dir: jeder Stadt und jedem Land, die du erschaffen willst, musst du meinen Namen anhängen.“ Odomanikama stimmte dem zu. Darum wurde allen das Foo angehängt. (Foo ist die Pluralendung für die Namen der Bewohner von Städten und Ländern. Die Bewohner der Stadt Begoro heissen „Begorofoo“, die Bewohner des Landes Akem „Akemfoo“.)

Odomanikama hatte nun einen einzigen Sohn, der hiess Oboq. Da geschah es einmal, dass Odomanikama krank wurde und dann zu seinem Sohn sagte: „Es ist mir nicht wohl, deshalb gehe und hole Medizin, dass ich sie trinke und mich damit einreibe.“ Oboq fragte seinen Vater: „Was für Medizin soll ich holen?“ Er sagte: „Gehe auf den Weg und nimm Blätter zu deiner Linken und zu deiner Rechten und wenn du zurückkommst, dann koche die Blätter, die du zu deiner Rechten gesammelt hast, dass ich die Medizin trinke und zerreibe die, die du zu deiner Linken gesammelt hast, dass ich mich damit einreibe.“ Oboq ging und holte die Medizin. Aber er verwechselte die Blätter. Er kochte nicht die, die er zu seiner Rechten gesammelt hatte, sondern die von der Linken, nahm sie vom Feuer, tat Salz darein und schöpfte ein wenig davon, um zu versuchen, ob Salz genug drin sei. Aber kaum hatte er sie gekostet, als er plötzlich krank wurde und als er die Medizin weggestellt hatte, wurde es ihm schwindelig. Man sagte seinem Vater: „Oboq hat die Medizin versucht und liegt im Sterben.“ Sein Vater eilte nach ihm zu sehen, aber es war zu spät, er war schon tot. Als Odomanikama hörte, dass sein Sohn tot sei, sagte er: „Oboq hat Medizin getrunken und die Medizin hat ihn getötet, deshalb sei der Name des heutigen Tages Benada, d. i. Trauertag (Todestag) = Dienstag. Der Leichnam des Oboq lag nun da und sein Vater liess viele Amulette dran hängen und wer den Leichnam sah, der sagte: „Welch eine Menge von Amuletten sind an diesem Leichnam!“ Da sagte der Vater: „Der Name des heutigen Tages sei Wukuda, d. h. Anhängetag — Amulettentag, weil heute meinem geliebten Sohn Amulette angehängt worden sind“ = Mittwoch. Am nächsten Tag lag der Leichnam noch da und sein Vater machte keine Anstalten zur Beerdigung, dass die Leute hätten wieder essen können. (Nach Landessitte darf von den Angehörigen und Verwandten bis zu einem sehr weiten Grad nichts gegessen werden, solange ein Verstorbener nicht beerdigt ist.) Deshalb fing der Hunger an, die Leute zu plagen und sie schimpften über Odomanikama in ihren Häusern. Odomanikama schickte Diener in der Stadt herum, zu hören, was die Leute über ihn sagen und es ihm mitzuteilen. Als sie zurückkamen, sagten sie: „Die Leute sind ärgerlich und schimpfen über dich und sagen: warum begräbt er seinen Sohn nicht, dass wir essen können?“ Als Odomanikama das hörte, sagte er: „Dieser Tag heisst Yawda, d. i. Schimpftag, zur Erinnerung daran, dass die Leute über mich geschimpft haben, weil ich meinen Sohn nicht beerdigt habe und sie nicht essen konnten“ (Donnerstag). — Am andern Tag liess Odomanikama die Trommel schlagen und bekannt machen, die Leute, die bei dem Tod seines Sohnes in den Wald geflohen seien, weil sie fürchteten, er könnte sie in seinem Schmerz töten, mögen zurückkommen; es werde ihnen nichts geschehen. Da kamen sie aus den Wäldern zurück. Deshalb hiess man diesen Tag Fida, d. h.

Rückkunftstag, eigentlich Tag, an dem man herausging, darum, dass die Leute aus den Wäldern herausgekommen waren (Freitag). — All' diese Zeit lag der Leichnam da und der Magen der Leute knurrte ganz bedenklich. Am andern Morgen schickte Odomanikama wieder seine Diener in den Häusern herum, zu sehen, was die Menschen tun und es ihm zu sagen. Sie kamen zurück und sagten: „Die Leute haben sich versteckt oder sitzen auf ihren Betten und schälen Bananen und Pisang und essen sie; und wenn sie uns sehen, dann stellen sie sich schlafend.“ Deshalb hiess er diesen Tag Memeneda, d. h. Schlingtag — Esstag (Samstag). Am folgenden Morgen liess er die Trommel schlagen und seinen Sohn begraben und nannte diesen Tag Kosieda oder Kwasida, d. i. Begräbnistag (Sonntag). — Am nächsten Morgen wurde die Trommel wieder geschlagen und den Leuten gesagt: „Nun bin ich beruhigt; ich habe meinen Sohn begraben; ihr mögt nun essen und an eure Arbeit gehen.“ Deshalb hiess man diesen Tag Dwoda, d. h. Trosttag, weil er an diesem Tag sich in seinem Schmerz gefasst hatte (Montag).

Die Idee, nach der die Namen der Wochentage auf sieben Genien zurückzuführen sind, ist aber doch wohl die richtige. Dieser Sage merkt man die Absicht, die Namen etymologisch zu erklären, zum Teil durch Vergewaltigung der Wortformen, gar zu deutlich an.

4. Mit diesen sieben Genien verbinden sich merkwürdige religiöse Vorstellungen. Wir haben schon oben erwähnt, dass jedes Kind bei seiner Geburt den Namen empfängt von dem Tag, an dem es geboren wurde und dadurch wird es eigentlich dem Genius geweiht, der den Tag beherrscht. Diesen Namen nennt man den Namen der *Seele* (*okra*) des betreffenden Kindes. Von dieser *okra* haben die Neger ganz eigenartige Vorstellungen. Sie ist nach ihrer Ansicht eigentlich ein selbständiges Wesen, das nicht so unbedingt an den Körper des Menschen gebunden ist, auch nicht zu seinen Lebzeiten, wie wir uns das denken, sondern das mehr oder weniger eine vom Körper gesonderte Existenz führt. Die Seele hat auch schon vor der Geburt existiert und war im Jenseits bei Gott. Es mag die Seele eines Vorfahren oder Verwandten gewesen sein, die die Erlaubnis bekam, wieder auf die Erde zurückzukehren und in einem Kinde neu zu erscheinen. Wenn die Seele sich im Himmel verabschiedet, so bekommt sie ihren Auftrag mit sich, den sie auf Erden ausrichten soll; d. h. ihr Schicksal ist zum Voraus bestimmt. Das scheint der etymologische Ursprung des Wortes anzudeuten. Die Realisation ihres Schicksals wirkt sich dann aus in dem Lebensgang des Menschen. Im Leben des Einzelnen gilt diese *okra* teils für seine Seele, teils für eine Art Schutzgeist, der den Menschen beschützt, ihm gute oder schlechte Ratschläge erteilt, seine Unternehmungen gelingen lässt oder hindert. Eine Seele, die dem Menschen

bösen Rat erteilt oder ihn hindert, nennt man *okra biri*, d. h. schwarze Seele (Pechvogel) und man sagt etwa von Leuten mit einem unguuten Charakter, sie haben eine *okra biri*. Einer guten Seele dagegen, die in der rechten Weise für die Person sorgt, der sie gehört, werden Dankopfer gebracht wie einem Fetisch; etwa wenn man einen Prozess gewonnen hat oder von einer langen Reise unversehrt zurückgekommen ist. Wenn ein Mensch im Begriff ist zu sterben, so kommt das davon her, dass die Seele ihn eben allmählich verlässt. Damit hängt auch die oft beobachtete Sitte zusammen, dass die Neger bei Todesfällen, auch noch bei Leichenfeiern, überall herumgehen, wo der Verstorbene gelebt und gearbeitet hat und seinen Namen, d. h. den Namen, den er von dem Tag seiner Geburt hatte, den Namen der Seele riefen, um die Seele, die sich vielleicht an einen solchen Platz hin verzogen hat, wieder zur Rückkehr zu bewegen. Bei Nacht kann die Seele auf eigene Faust Reisen unternehmen und was sie dabei erlebt, gestaltet sich für den Menschen zum Traum, ist aber nach der Meinung der Neger ein wirkliches Erleben der Seele. Daher auch die grosse Bedeutung, die dem Traum zugemessen wird. Das geht sogar soweit, dass es vorgekommen ist, dass ein Mensch für das, was er im Traum erlebte und nachher erzählte, gestraft wurde. Ich erinnere mich an einen Fall, in dem ein junger Mann einer Frau erzählte, er habe in der letzten Nacht von ihr geträumt. Ob es wahr war oder nicht, liess sich ja nicht feststellen. Aber jedenfalls hat er es der Frau nicht in ganz unschuldiger Absicht erzählt. Der Mann der Frau nahm ihn beim Wort und verlangte von ihm Satisfaktion und das Negergericht, vor dem die Sache verhandelt wurde, bestrafte ihn. Es haben dabei jedenfalls auch diese Vorstellungen, nach denen der Betreffende zwar nur im Traum, seine Seele sich aber doch in Wirklichkeit mit dem Weibe eingelassen hat, eingewirkt auf das Urteil.

Nach dem Tod eines Menschen nennt man die nun endgiltig vom Körper getrennte Seele „Geist“. Ist sie ein böser Geist geworden, so streicht er in der Umgegend herum und plagt die Menschen, besonders die Angehörigen, namentlich wenn sie den Verstorbenen nicht recht behandelt haben und es ist den Hinterbliebenen ein grosses Anliegen, dass die Seele des Verstorbenen doch ja gewiss nicht wiederkehre. Ist es ein guter Geist, so geht er ins Totenreich, ins Jenseits.

5. Was am meisten in die Augen fiel und heute noch fällt im religiösen Leben der Neger, das ist die grosse Zahl von *Amuletten*,

die sie gebrauchen. Es gibt eigentlich nichts, gegen das man sich nicht durch Amulette schützen konnte und wollte, wie es auch kaum etwas gibt, das man sich nicht durch Amulette zu verschaffen suchte. Jeder Art von Krankheit und Unfall und Gefahr suchte man durch Amulette vorzubeugen oder sie zu vertreiben. Fruchtbarkeit bei Menschen, Tieren und Feldern suchte man durch Amulette zu beeinflussen; der Freundschaft und Feindschaft mussten sie dienen und die Amulettenmacher und Verkäufer, das sind die Fetischleute, hatten natürlich und haben es zum Teil heute noch, ein ertragreiches Feld.

6. Welchen Einfluss die religiösen Vorstellungen der Neger auf ihr Rechtsleben hatten, wurde schon dort angedeutet. Es sei erinnert an die Eide und die Gottesurteile. Dass sie an ein Fortleben nach dem Tod und an ein Totenreich und Jenseits glauben, wurde auch schon erwähnt. Ihre Vorstellungen über das Jenseits schöpfen sie natürlich ganz aus dem Diesseits. Könige haben auch dort ihren Hofstaat und Reiche brauchen ihre Sklaven. Zu welch' scheusslichen Menschenschlächtereien diese Vorstellungen bei dem Ableben von Königen und Grossen unter den Negerstämmen der Goldküste, besonders unter den Asanteern, führten, ist bekannt.

Es war viel finsterer und törichter Aberglaube vorhanden; aber je länger man sich mit diesen Völkern und ihrer religiösen Gedankenwelt beschäftigt und je mehr man die Grundanschauungen, auf denen sie sich aufbaut, kennen lernt, desto mehr merkt man, dass auch unter den animistischen Naturvölkern etwas wie eine Weltanschauung sich findet, die allerdings sehr dunkle und hässliche Züge aufweist, aber doch auch Gedanken und Ideen in sich birgt.

7. Der übrige geistige Kulturbesitz der Neger auf der Goldküste am Anfang des 19. Jahrhunderts ist bald geschildert. Was von *Kunstansätzen* sich zeigte, war sehr gering. Bei der gewerblichen Kultur wurde auf diese Ansätze namentlich in der Goldschmiedekunst hingewiesen. Sonst zeigten sich Spuren von allerlei Zierkunst und Formensinn auch in der Töpferei und besonders in der Schnitzerei. Da und dort fand sich auch etwas wie Ornamentik an den Bauten, hauptsächlich bei den Asanteern. Obgleich die Neger grosse Freunde von Gesang und Musik sind, so war ihre Musik doch nach Form und Inhalt sehr gering; auch die Instrumente, die sie besaßen, waren mehr als bescheiden. Am ausgeprägtesten war der Tanz und in eleganten und rythmischen Bewegungen bei manchen Tänzen sind sie wohl noch heute unübertroffen. Tanz und Musik, auch

wenn sie auf den primitivsten Instrumenten erzeugt wurde, waren wie aus einem Guss. Die Lieder, die sie sangen, waren kurz. Meist wurde beides, das Lied und die Melodie, improvisiert, von einem Chorführer vorgesungen und von der Menge im Chor wiederholt. Der Vorsänger hat dabei aus dem Stegreif gedichtet und komponiert. Die Gesänge waren eintönig, aber doch oft sehr melodisch.

8. Von *Wissenschaft* ist auch nicht viel zu melden. Die *Heilkunst*, die fast ausschliesslich in den Händen der Fetischmänner lag, war nicht sehr ausgebildet. Diese Leute hatten das Bestreben, auch wenn sie bewusst mit natürlichen Mitteln eine Krankheit, die sie wirklich erkannt hatten, heilten, immer einen Hokusfokus drum herum zu machen, damit die Leute stets im Glauben beharren sollten, sie werden vom Fetisch geheilt. Dabei hatten sie allerdings eine Menge sehr guter Heilkräuter und namentlich viele Gifte, deren Wirkung sie ganz genau kannten und mit denen sie oft Heilungen erzielten, die auch Europäer in Erstaunen setzen. Unsere europäischen Aerzte, die in Afrika Gelegenheit haben, solche Dinge zu beobachten, tun gut daran, wenn sie nicht immer über alles spöttisch die Achseln zucken, sondern etwa auch einmal versuchen, einer Heilung nachzuspüren. Es würde ihnen dabei gewiss gelingen, hin und wieder ein Medikament zu finden, das ihren Schatz von Heilmitteln um ein wertvolles Stück bereichern würde. Die *geographischen* und *astronomischen* Kenntnisse der Neger waren sehr gering und bestanden kaum in mehr als vagen Vorstellungen. Ebenso mangelhaft war die Geschichtskunde, die sich nur in mündlicher Tradition fortsetzte und sehr stark von Sagen und Legenden und mythologischen Einschlügen durchzogen war, so dass man auch das, was sie aus verhältnismässig neuer Zeit erzählen, immer kritisch aufnehmen muss; besonders auch deshalb, weil bei den Geschicken der Völker und Stämme, bei ihrem Emporsteigen und Niedergang, die mehr oder minder mächtigen Fetische und ihre Wundertaten eine Rolle spielen. Eine Art *Zeitrechnung* besaßen sie; d. h. eine Zählung der Jahre kannte man nicht. Einschneidende Ereignisse mussten immer wieder allgemeine Orientierungspunkte bilden, etwa eine grosse Schlacht oder die Wanderung eines Stammes an einen andern Ort, eine grosse Dürre oder Hungersnot, eine Seuche etc. Aber das Jahr selbst war abgegrenzt und eingeteilt, zwar nicht genau auf einen bestimmten Tag. Man ging dabei, wie das bei einem Naturvolk, das von den Früchten des Feldes lebt, selbstverständlich ist, mit der Ernte. Das Neujahrsfest, das in die Monate

August oder September fiel, richtete sich nach der Reife des Jams und es ist Sache des Königs, den Tag, an dem es gefeiert wird, festzusetzen. Es wird in den Residenzstädten der grossen Könige gefeiert, aber nicht in allen gleichzeitig, sondern ganz unabhängig von einander. Sie haben auch Monate und zwar Mondmonate, die aber als Zeiteinteilung so wenig gebraucht sind, dass die Neger selber, wenn man sie fragt, über die Namen und ihre Reihenfolge nicht übereinstimmen und viele sie überhaupt nicht kennen. Dass eine Wocheneinteilung von 7 Tagen vorhanden war, ist schon erwähnt. Am regelmässigsten wurde die Einteilung nach sogenannten „Adæ“ beobachtet. Sie hatten einen grossen Adæ und einen kleinen Adæ. Der grosse wurde immer am Sonntag gefeiert und kehrte nach 6 Wochen am 43. Tag wieder. Der kleine Adæ folgt dem grossen nach 24 Tagen immer an einem Mittwoch. Aber es war nicht so, dass eine bestimmte Anzahl von Adæ ein Jahr bildeten.

Wie gewöhnlich bei Naturvölkern, so fehlte auch bei den Tschinestern auf der Goldküste jegliche *Schrift*. Dadurch war es eben unmöglich, den Ertrag gerade der geistigen Kultur, den eine Generation oder vielleicht auch ein bedeutender Mann sich eingetan hatte, weiter zu vererben, dass die nächste Generation auf der vorhandenen Grundlage hätte können weiter aufbauen. Am meisten von dem Ertrag des geistigen Lebens der Tschineger ist niedergelegt in ihren *Sprichwörtern*, die sie in sehr grosser Anzahl haben und die oft viel praktische Lebensweisheit enthalten. Wir besitzen eine von dem Basler Missionar J. G. Christaller gesammelte, gedruckte Kollektion, die 3658 Nummern zählt.

—\*—

## B. Kulturfördernde und hemmende Faktoren während des 19. Jahrhunderts.

Die kulturellen Wandlungen, die die Goldküste im Laufe des 19. Jahrhunderts erfahren hat, verdankt sie hauptsächlich Einflüssen von Aussen. Im Lande selbst waren wenig Faktoren vorhanden, die bedeutende Wandlungen hätten bewirken können. Wir können die von aussen her wirkenden Faktoren unter drei Gesichtspunkten gruppieren: politische, merkantile und missionarische.

a) Die politischen Verhältnisse und ihre Einwirkung auf die Kultur im 19. Jahrhundert.

1. Von tief einschneidender und entscheidender Bedeutung für die Entwicklung der Kultur auf der Goldküste wurde die *Aufhebung des Sklavenhandels* am Anfang des letzten Jahrhunderts. Wir haben oben gesehen, wie der Sklavenhandel mit all seinen Folgen eine Entwicklung der Kultur unmöglich machte. Damit, dass zuerst die Dänen und dann auch die Engländer diesem Handel entsagten und namentlich die letzteren durch ihre Wachtschiffe, die sie an der westafrikanischen Küste stationierten, den Handel auch der andern Völker, besonders der Portugiesen, unterdrückten, wurde zunächst einmal ein grosses Hemmnis beseitigt. Der gewaltsamen, fortgesetzten Dezimierung der Bevölkerung durch den Sklavenhandel war Einhalt getan. Einer der häufigsten Anlässe zu Stammesfehden war weggefallen. Es konnte nach und nach, wenigstens unter den Stämmen an der Küste, etwas mehr Ruhe und Sicherheit Platz greifen. Das geschah freilich sehr langsam. Aber der Wert der europäischen Niederlassungen an der Küste war durch die Aufhebung des Sklavenhandels für die Mächte zum grossen Teil illusorisch geworden und eine um die andere zog sich zurück und liess ihre Forts entweder verfallen oder durch Verkauf oder Vertrag in die Hände der Engländer übergehen. Die Dänen hielten sich noch bis 1850 in Christiansborg, dann verkauften auch sie jenes Fort an England. Auch die Engländer waren einmal fest entschlossen, die Sache aufzugeben und im Jahr 1826 lag bereits ein Kriegsschiff an der Küste, das die englische Besatzung und die englischen Handelsleute mit ihren Besitztümern wegbringen und die englischen Forts zerstören sollte. Allein gerade zu dieser Zeit hatten die Engländer im Verein mit den eingebornen Stämmen an der Küste den Asanteern eine gründliche Niederlage bereitet und sie endgiltig aus dem damals allerdings nur einige Meilen weit ins Innere reichenden englischen Protektorat hinausgeworfen. Die englischen Kaufleute sowohl als die Offiziere waren deshalb mit dem Vorschlag der heimathlichen Regierung gar nicht einverstanden und sie versuchten den Schlag abzuwenden; dabei wurden sie von den Eingebornen an der Küste unterstützt. Es gelang. Man übergab die Sache einer Compagnie, die von der Regierung subventioniert wurde und die Goldküste blieb in englischen Händen zu ihrem grossen Vorteil. Später

gab es noch einmal eine ähnliche Episode, aber dann wurde die Goldküste zur Kolonie erhoben.

2. Naturgemäss machten sich die Einflüsse der Politik besonders in der *politischen* Gestaltung der *Verhältnisse* geltend. Aber da die Goldküste nicht in erster Linie aus politischen, sondern aus kommerziellen Gründen von England gehalten wurde, so ist es selbstverständlich, dass die kommerzielle Entwicklung mit der politischen Hand in Hand ging, besonders am Anfang und manchmal haben kommerzielle Störungen politisch-militärischen Aktionen gerufen. Je mehr der Handel aber erstarkte und sich selbst helfen konnte, je mehr auch die Konkurrenz sich einstellte, desto mehr musste die Regierung sich darauf beschränken, die politischen Verhältnisse so zu gestalten, dass für den Handel die Bahn frei wurde. Das hat sie im Laufe des Jahrhunderts veranlasst, ihren Einfluss immer weiter ins Innere vorzuschieben. Bei diesem Bestreben stiess sie wieder und wieder mit einer Macht zusammen, die sich das nicht wollte gefallen lassen, mit den Asanteern. Es ist hier nicht der Ort, all' die Kämpfe zu schildern, die England das ganze 19. Jahrhundert hindurch mit diesem Reiche führte, bis das Jahr 1900 endlich, wie wir hoffen, einen endgiltigen Sieg und Frieden gebracht hat.

3. Dass die Engländer auf der Goldküste sehr rasch an die *wirtschaftliche Erschliessung* des Landes gegangen wären und darin schnelle Fortschritte gemacht hätten, kann man nicht sagen. Im Gegenteil, man wird der englischen Regierung den Vorwurf nicht ersparen können, dass sie jahrzehntelang sehr wenig dafür getan hat. Vom Jahr 1850 an war sie allein an der Goldküste, also ungehindert; aber es ist sehr wenig geschehen. Das Jahrhundert ging zu Ende, ehe auch nur ein Kilometer Eisenbahn gebaut war. Und als anfangs dieses Jahrhunderts die Bahn von Sekundi nach Kumase gebaut wurde, waren es in erster Linie strategische Gründe, die dazu trieben. Die Bahn ist allerdings heute schon von eminenter wirtschaftlicher Bedeutung. Es gab bis zum Ende des Jahrhunderts auch nur eine Strasse, die diesen Namen verdiente und die von Accra nach Aburi, etwa 38 km landeinwärts, führte und die wurde ursprünglich von Basler Missionaren gebaut mit einiger Geldunterstützung seitens der Regierung. Eine Zweigstrasse führte nach Akuse am Volta. Eine zweite Strasse wurde später gebaut von Cape Coast nach Prasu. Zur Entschuldigung muss man allerdings sagen, dass eben keine Fuhrwerke vorhanden waren, weil die Tsetsefliege die Verwendung von Zugtieren unmöglich machte. Da-

gegen ist es der Regierung nach und nach gelungen, mit den verschiedensten Häuptlingen *Verträge* abzuschliessen und sie unter ihre Protektion zu stellen und dadurch der *pax britannica* auch auf der Goldküste Geltung zu verschaffen. Das war für die Entwicklung des Landes von sehr grosser Bedeutung. Langsam aber sicher stieg von Jahrzehnt zu Jahrzehnt die Sicherheit im Lande, so dass man am Ende des 19. Jahrhunderts, abgesehen von Asante (jetzt wird es wohl auch dort so sein) längst überall ruhig und harmlos reisen konnte. Eine grosse Wandlung hat sich dadurch natürlich in der Stellung der Könige und Häuptlinge vollzogen. Sie haben viel von ihrer alten Macht und Würde eingebüsst. Zwar geniessen sie immer noch ein grosses Mass von Freiheit und Rechten. Die Jurisdiktion in ihren Gebieten untersteht in der Hauptsache immer noch ihnen, aber doch nicht mehr so unbeschränkt wie früher. Sie dürfen Geld- und Gefängnisstrafen nur bis zu einer gewissen Höhe diktieren. Ein Todesurteil zu fällen ist ihnen nicht mehr erlaubt. Stammesfehden sind verboten. An Ungerechtigkeiten fehlt es freilich auch heute noch nicht in den Gerichtshöfen dieser heidnischen Könige; aber wenn einer es gar zu bunt treibt und bei der Regierung verklagt wird, dann wird er unter Umständen abgesetzt. Es ist demjenigen, der glaubt Unrecht erlitten zu haben, auch möglich, an ein englisches Gericht zu appellieren, was ziemlich häufig geschieht.

4. Die *Auswüchse* des *Aberglaubens* und *Fetischdienstes* wurden von der englischen Regierung nach und nach beschnitten. Gottesurteile sind verboten und werden, wo sie doch noch vorkommen, energisch bestraft. Fetische, mit deren Dienst Meuchelorde verbunden waren, wurden zerstört und die Priester, wenn solche Giftmorde nachgewiesen wurden, zur Rechenschaft gezogen. Auch wo heidnische Gebräuche zu sehr gegen die gute Sitte verstiessen und das leibliche oder sittliche Wohl des Volkes schädigten, wurde manchmal dagegen eingeschritten. Nach und nach wurde auch die Sklaverei im Lande selbst abgeschafft und wo heute noch da und dort eine Art Haussklaverei besteht, da unterscheidet sie sich kaum von dem Hörigenwesen des Mittelalters und der Neuzeit, ja sie ist wohl in den meisten Fällen milder und harmloser.

5. Auch auf das *Rechtswesen* der Neger hat die englische Regierung einen heilsamen Einfluss ausgeübt. Ihr altes Rechtswesen besteht zwar heute noch, aber es wird doch von den Engländern kontrolliert, wenn auch sehr loyal und manchmal ungenügend. Uebrigens sind auf diesem wie auf manchem anderen Gebiete die

Verhältnisse sehr unfertig, denn es ist noch alles im Fluss. Es ist ja nicht möglich, diesen Völkern ein fertiges Recht, wie wir es (cum grano salis verstanden) haben, aufzuoktroieren und man hat vielleicht auch auf der Goldküste zu oft englische Rechtsanschauungen, die dem Empfinden der Neger absolut fremd und unbillig erscheinen, zur Geltung gebracht (z. B. bei der Scheidung von zivilrechtlich getrauten Ehen). Es wird noch lange gehen, bis diese Völker ein einheitliches und voll ausgebautes Recht besitzen. Welche Probleme wird das Besitzrecht noch zur Lösung aufstellen? Jetzt wird z. B. alles Land, das durch Verkauf rechtsgiltig in andere Hände übergehen soll, genau abgegrenzt und der Verkauf im Grundbuch registriert. Dadurch entstehen nach und nach immer mehr Inseln in dem unabsehbaren Wirrwarr von grenzen- und oft mehr oder weniger herrenlosem Land, die ganz bestimmte und sichere Rechtstitel haben. Ueberhaupt geht das Land, das bisher dem Staat gehörte, nach und nach mehr in Privatbesitz über und je mehr die Bodenkultur Fortschritte macht, desto mehr wird es nötig, da eine durchgreifende Aenderung zu schaffen. An der Küste ist viel Land als Kronland erklärt. Oder ein anderes Beispiel: Seit einer Reihe von Jahren haben wir Zivilstandesämter. Die Trauung vor denselben ist fakultativ. Man kann sich auch nach einheimischer Sitte rechtsgiltig verehelichen. Aber kirchlich getraut werden dürfen nur solche, die vorher zivil getraut wurden. Diese Zivilstandesämter sind hauptsächlich auf Betreiben der Missionare eingerichtet worden. Man wollte der Ehe eine sicherere und dauernde Grundlage schaffen. Eine gesetzliche Folge der Ziviltrauung ist, dass die Kinder erben. Das führt natürlich beim Ableben eines Mannes in der Regel zu Auseinandersetzungen mit seiner Familie, wenn dieselbe noch heidnisch ist, die meist mit einem Kompromiss enden, so dass etwa die Verwandten, die Witwe und die Kinder je ein Drittel erben. Ausserdem gibt es besonders durch den gegenwärtigen wirtschaftlichen Aufschwung viel mehr Privatvermögen, das der Einzelne sich erworben und an das die Familie, d. h. die Verwandtschaft, keine rechtlichen Ansprüche hat. Auch mehrt sich, obgleich langsam, bei dem sehr gesteigerten Verkehr und der grossen Fluktuität der Bevölkerung die Zahl exogamischer Ehen, bei denen das Neffenerbrecht sowieso ein Unding ist. Dadurch entsteht eine gewisse Unsicherheit in den Erbverhältnissen, die nach und nach zu einer Wandlung derselben führen wird.

6. Der direkte Einfluss der englischen Regierung auf die *wirt-*

*schaftliche* und *materielle Kultur* war eigentlich gering. Erst gegen Ende des Jahrhunderts hat sie angefangen, sich energisch um die Hebung der landwirtschaftlichen Produktion zu bemühen, nachdem sie gesehen hatte, dass sich da wirklich etwas machen lässt. Aber andere mussten voran gehen. In den neunziger Jahren wurde in Aburi ein grosser Versuchsgarten angelegt, der von europäischen Gärtnern, die von in Amerika ausgebildeten Negern unterstützt werden, geleitet wird. Im neuen Jahrhundert haben diese auch angefangen, landwirtschaftliche Fortbildungskurse einzurichten, die fast ausschliesslich von eingebornen Lehrern der Missionen besucht werden, damit diese die gewonnenen Kenntnisse an die Schüler weiter geben. Seit Anfang dieses Jahrhunderts wird alles, was in den Missionschulen an praktischem Unterricht geboten wird, sei es in Handfertigkeit oder in Landwirtschaft, von der Regierung sehr liberal unterstützt. Aber sie ist heute fast ins andre Extrem geraten. Bisher geschah zu wenig, jetzt wird zu viel verlangt auf diesem Gebiet. Schade ist, dass die englische Regierung absolut kein Verständnis für Forstwirtschaft zu haben scheint. Der Wald wird von ihr in keiner Weise gepflegt und geschützt. Sie schaut tatenlos zu, wie das Bauholz auch in früher waldreichen Gegenden spärlich wird und wie die Waldgrenze von Jahr zu Jahr merklich von der Küste zurückweicht. Es wäre ohne Zweifel aus der Gâ-Ebene etwas mehr zu machen in landwirtschaftlicher Hinsicht, wenn man einigermaßen für Aufforstung sorgen würde, z. B. durch Kokospalmen. Dann würde vielleicht auch der Regen sich regelmässiger einstellen.

7. Die *geistige Kultur* sah die Regierung sich genötigt, etwas mehr zu fördern, da sie je länger je mehr ein Heer von subalternen, schwarzen Beamten für Post, Polizei, Zoll etc. benötigte. Aber man muss ihr zugestehen, dass sie sich seit einer Reihe von Jahrzehnten für das Schulwesen überhaupt sehr interessiert und bedeutende Opfer dafür bringt. Eigene Schulen besitzt sie zwar nicht viele, etwa 5—6; aber sie unterstützt Privatschulen, d. h. Missionschulen mit grossen Geldbeiträgen, die nach den Leistungen der Schüler bemessen werden. Sie hat einen Board of Education geschaffen, der dafür sorgt, dass die Schulbildung in der ganzen Kolonie eine einheitliche ist. Dagegen gibt es noch gar keine höhere Schule, in der man sich auch nur auf die Maturität vorbereiten könnte. Die Basler Mission hat sich schon hin und wieder mit der Frage beschäftigt, ob sie eine solche Schule einrichten soll? Aber wir finden, das ist Sache der englischen Regierung. Damit ist

natürlich ausgeschlossen, dass wissenschaftlich sehr viel geleistet wird. Es gibt zwar eine ganze Anzahl von Advokaten, die in Lagos oder Sierra-Leone die Maturitas gemacht und dann in England studiert haben. Auch einige schwarze Mediziner sind vorhanden. Aber solange das höhere Studium noch ganz ausser Landes absolviert werden muss, ist der Zudrang zu den gelehrten Berufen, die akademische Bildung erfordern, nicht sehr gross. Es hängt gar nicht nur an den Kosten. Die wären heute für viele nicht mehr unerschwinglich. Uebrigens ist der Schaden nicht gross. Schwarze Advokaten hat es mehr als genug. Mediziner dagegen hätten noch viele Raum. Das umsomehr, als die sanitären Verhältnisse im grossen und ganzen nicht viel besser geworden sind. Wenn die Sterblichkeit unter den Europäern nicht mehr so gross ist wie früher, so liegt die Ursache davon mehr darin, dass man es besser gelernt hat, in den Tropen zu leben. In einzelnen Städten an der Küste, z. B. in Accra, ist ja vieles verbessert, aber die Trinkwasserverhältnisse dort sind bis zur Zeit die denkbar schlechtesten und die englische Regierung muss sich den Vorwurf gefallen lassen, dass sie sich viel zu wenig darum gekümmert hat, obgleich auch ihre Beamten manchmal sehr darunter litten. Die neueren Nachrichten melden übrigens, dass der Grundstein zu einer Wasserleitung gelegt wurde. Ein Fluss, der ca. 3 Stunden von Accra entfernt vorbeifliesst, wird hereingeleitet. — Gegen manche Seuchen, z. B. die Pocken, die auf der Goldküste fast endemisch sind, sucht die Regierung, zum Teil mit Hülfe der Missionare, durch Impfung vorzugehen und nicht ohne Erfolg. Auch bemüht sie sich, in neuerer Zeit Gesundheitsunterricht in der Schule einzuführen.

8. Sollen wir auch von *kulturhemmenden Einflüssen* der politischen Macht, d. h. der englischen Regierung reden? Ich will zwei Punkte nennen, in denen nach unsrer Ueberzeugung der Einfluss der Regierung schädlich wirkte für eine wahre, gesunde Kultur. Zum ersten: die Regierung hat ihre eingebornen, *subalternen Beamten* nach unsrem Dafürhalten zu *hoch salarirt*. Ob sie dazu genötigt war durch die Konkurrenz der Handelshäuser, die wohl ebenso hohe Gehälter bezahlen, weiss ich nicht. Sie hätte in diesem Fall versuchen müssen, diese Frage gemeinsam mit den Handelsfirmen zu lösen. Das wäre nicht unmöglich gewesen, da die Vorbildung der Handelsgehilfen und der subalternen Beamten in der Regel ganz gleich ist. Tatsache ist, dass die Bezahlung dieser schwarzen Angestellten in vielen Fällen zu hoch war. Sie selber

sind ohne Zweifel nicht der Ansicht. Allein durch die für ihre Verhältnisse oft sehr hohen Einnahmen sind sie der Versuchung ausgesetzt und erliegen ihr auch in 99 von hundert Fällen, eine Menge von Tand und Flitter sich einzutun und Geld für unnötige oder schädliche Dinge auszugeben, was bei bescheidenen Verhältnissen nicht in dem Masse geschehen würde. Mit dem geht Hand in Hand ein bis zum Uebermass gesteigertes Selbstbewusstsein und ein dünkelfhafter Hochmut, der in gar keinem Verhältnis steht zu dem innern Wert der Persönlichkeit. Das gibt die gefährlichsten Karikaturen der halbgebildeten Neger, die nicht nur lächerlich, sondern schädlich sind. Eine den Verhältnissen, aus denen sie kommen, mehr angepasste Bezahlung wäre besser für diese Leute, die übrigens in der Regel nicht nur nichts ersparen, sondern häufig noch Schulden machen. Ihr Auftreten wirkt natürlich ansteckend auf andre und gar mancher, der mehr scheinen will als er ist und dann in Schulden gerät, erliegt nachher etwa einer Versuchung zur Untreue, lässt sich Unterschlagungen zu Schulden kommen und das Ende ist das Gefängnis.

9. Ein anderer Punkt, der vielleicht noch wichtiger ist, ist die den Engländern so selbstverständliche *Ueberschätzung der englischen Sprache* und Hand in Hand damit eine Verachtung der Landessprache. Man geht systematisch darauf aus, die englische Sprache zur alleingiltigen Schulsprache zu machen und hat das auch bis zu einem gewissen Grad erreicht. Der englische Schulinspektor versteht in der Regel kein Wort von der Landessprache. Was in derselben unterrichtet wird, findet beim Examen gar keine Erwähnung. Es wird z. B. verlangt, dass Geographie und Geschichte den Schülern nur in englischer Sprache beigebracht werden. Wer nur ein wenig etwas vom Schulmeistern versteht, wird begreifen, wie schwer es da ist, den Schülern solide Kenntnisse zu vermitteln. Sie sind einfach gezwungen, ihre englischen Lehrbücher fast wörtlich auswendig zu lernen und selbst wenn sie so weit sind, dass sie dem Unterricht in englischer Sprache mit Verständnis folgen können, ist es eine unnötige und wertlose Erschwerung der Arbeit. Man könnte denselben Stoff in der halben Zeit mit mehr Erfolg den Schülern einprägen und ihn wirklich zu ihrem geistigen Besitz machen, wenn man ihn in der Landessprache darbioten würde. Man hilft ja etwa in derselben nach, aber da beim Examen alles englisch gefragt und beantwortet werden muss, so muss man dafür sorgen, dass die Sache „englisch“ sitzt. Damit soll aber das, was die englische

Regierung für die geistige Kultur des Volkes leistet, nicht in Frage gestellt sein. Es ist nur schade, dass durch die auf dem Gebiet des Schulwesens gerügten Misstände die durch die Schule vermittelte geistige Kultur infolge Ausschaltens oder wenigstens Zurückdrängens der Landessprache zu wenig an den gerade in der Sprache eines Volkes vorhandenen geistigen Kulturbesitz angeknüpft wird.

Es sei aber hier doch auch noch klipp und klar ausgesprochen, dass, natürlich abgesehen von den Scheusslichkeiten, die am belgischen Kongo verübt wurden, im allgemeinen die Kolonisationsära für die Völker Afrikas ein grosser Segen war, trotz vieler sehr bedauerlicher Missgriffe und Ungerechtigkeiten, die sich in der Geschichte jedes kolonisierenden Volkes finden.

#### **b) Der Einfluss der merkantilen Faktoren auf die Entwicklung der Kultur im 19. Jahrhundert.**

Hier können wir uns etwas kürzer fassen, weil die kommerziellen Verhältnisse nicht alle Kulturgebiete beeinflussen, wenigstens nicht direkt. Man kann ja gewiss auch von einem Einfluss auf die soziale und geistige Kultur reden, aber in die Augen springt doch in erster Linie ihr Einfluss auf das wirtschaftliche Leben, darum wollen wir uns auch darauf beschränken.

Es ist begreiflich, dass der Handel auf der Goldküste nach Abschaffung der Sklaverei sich ganz neu gestalten musste. Die Bevölkerung war bis dahin gar nicht dazu erzogen, etwas anderes als Menschen und ein wenig Gold und Elfenbein zum Verkauf anzubieten. Nachdem das „schwarze Elfenbein“ aus dem Handel ausgeschaltet war, blieb fast nichts mehr übrig. Einzelne Vertreter des Kaufmannsstandes haben sich schon seit den zwanziger Jahren des letzten Jahrhunderts bemüht, die Neger an der Küste zu vermehrter Kultur der Oelpalme zu animieren und ihre Bemühungen waren nicht ganz vergebens. Das hatte natürlich für die betreffenden Neger einen grossen Wert, denn eine bestimmte produzierende Arbeit birgt immer einen Gewinn in sich, der sich nicht nur in klingender Münze zeigt, sondern auch in Anregung des geistigen Lebens und in Hebung der ganzen Lebenshaltung. Dem Ausharren der Kaufleute während dieser kritischen Zeit ist es natürlich auch in erster Linie zu verdanken, dass der regelmässige Schiffsverkehr mit der Goldküste aufrecht erhalten blieb und dadurch immer neue kulturelle Einflüsse von Europa her sich geltend machten. Durch die Möglichkeit, die Ueberproduktion an landwirtschaftlichen Er-

zeugnissen gut abzusetzen, wurde die Lust zur landwirtschaftlichen Arbeit gereizt und wach erhalten.

In den ersten Jahrzehnten bestand der Handel noch fast ausschliesslich in Tauschhandel. Aber allmählich ging man doch auch zu Bargeschäften über. Zuerst wurden die sogenannten Kauris eingeführt und sie fanden nach und nach Eingang unter den Stämmen an der Küste und waren noch bis zum Ende des Jahrhunderts im Kleinhandel der Neger unter sich im Gebrauch. Aber je länger je mehr kamen Münzen in Umlauf (jetzt auf der Goldküste ausschliesslich englische Währung) und was das für die Verbreitung der Kultur für eine Bedeutung hat, kann man nur verstehen, wenn man gesehen hat, wie umständlich, beschwerlich und teuer der Tauschhandel ist. Solange man seine übrigen Produkte nur gegen Waren umtauschen konnte, war der gegenseitige Austausch nur in beschränktem Masse möglich, denn es waren doch verhältnissmässig wenig Tauschartikel, die man ins Innere brachte und da der Einzelne nur einen geringen Bedarf hatte, so reizte das nicht zu intensiver Produktion. Ganz anders wurde es, als die Leute sich nach und nach an Geld gewöhnten und erkannten, dass man damit jederzeit irgend ein Bedürfnis befriedigen konnte. Es war ja natürlich auch viel bequemer, seine Waren für Geld einzutauschen als für Waren, die immer mühsam auf dem Kopf in's Innere geschleppt werden mussten und der Produzent war dem Käufer gegenüber freier und unabhängiger. Der Handel wurde dadurch auch reeller. Die Wandlung hat sich natürlich ganz allmählich vollzogen und der Tauschhandel ist heute noch nicht völlig verschwunden. Für die Kauffleute mag er insofern von Vorteil gewesen sein, als der Neger oft allerlei Tand und Flitter weit über seinen Wert einschätzte und sie deshalb schon an den Waren, mit denen sie bezahlten, einen Gewinn machten. Aber der Handel hätte beim Tauschsystem niemals den Umfang gewinnen können, den er heute hat und wenn der bare Geldverdienst in so umfassender Weise, wie er heute auf der Goldküste möglich ist, auch seine grossen moralischen Gefahren hat, so hat er doch die Arbeitslust enorm gesteigert und damit der materiellen Kultur bedeutend vorwärts geholfen.

Schade ist es, dass der Handel auf der andern Seite, besonders durch die unbeschränkte Einfuhr von Schnaps, den Fortschritt der Kultur wieder so energisch unterbunden hat. Im Jahr 1908 wurden eingeführt 56,937 hl Spirituosen im Gesamtwert von £ 138,571. Dazu kamen Zölle auf dieselben im Betrag von £ 322,043. 4. 11,

zusammen £ 450,614. 4. 11 oder Fr. 11,265,355. — Im Jahr 1909 betragen die entsprechenden Zahlen: Einfuhr 53,472 hl Schnaps im Wert von £ 132,640. Dazu Zölle £ 298,882. 13. 4, also zusammen £ 431,522. 13. 4 oder Fr. 10,788,066. — Dazu kommen noch bedeutende Summen für Verkaufslizenzen, so dass schon die enormen Summen, die für solche Getränke ausgegeben werden, einen gewaltigen Verlust bedeuten. Dann bedenke man ferner den Schaden, der in physischer und moralischer Hinsicht entsteht. Die Arbeitskraft der Leute, die sich an den Genuss von Schnaps gewöhnen, nimmt ab und Todesfälle infolge von Delirium tremens sind gar nicht selten.

Hoffentlich geht es nicht mehr allzulange, bis die massgebenden Kreise die riesige Gefahr, die auch in wirtschaftlicher Beziehung droht, erkennen und auf Abhilfe sinnen, ehe es zu spät ist. In Kamerun z. B. haben die Handelshäuser in richtiger Erkenntnis des grossen Schadens, der entsteht, erklärt, dass sie gegen ein vollständiges Verbot der Schnapseinfuhr nichts einzuwenden hätten. Das wäre in der Tat die einzige radikale Hülfe, wenn es nicht zu spät ist dazu. Aber die englische Regierung will noch weniger daran, als die Kaufleute, denn sie hat eine viel grössere Einnahme vom Schnaps, als die Handelsfirmen. Vergleiche den Importwert von Schnaps im Jahr 1909 im Betrag von £ 132,640 und den Zoll auf denselben im Betrag von £ 298,882 (ausser den Verkaufslizenzen). Der Wert der Spirituosen, die im Jahr 1909 eingeführt wurden, machte 7,41 % des Gesamtimports aus. Die Zolleinnahmen aus Spirituosen dagegen fast zwei Drittel der gesamten Zolleinnahmen, die 1909 £ 464,342 betragen. Aber wenn man um augenblicklichen Gewinns willen nicht das Volk, das doch den grössten Wert eines Landes darstellt, ruinieren und das Land für künftige Zeiten wertlos machen will, so muss man da bald energisch einschreiten.

### **c) Der Einfluss der Mission auf die Entwicklung der Kultur im 19. Jahrhundert.**

1. Es mag etwas anmassend klingen aus dem Munde eines Missionars, wenn er behauptet, dass der bedeutendste Faktor für die Entwicklung der Kultur auf der Goldküste im letzten Jahrhundert die Mission war und zwar die Basler Mission. Oben wurde schon darauf hingewiesen, dass die englische Regierung gegen das Ende des Jahrhunderts sich energischer als bisher um die Förderung der Kultur interessiert hat und unter den heutigen Verhältnissen

muss man ihr zugestehen, dass die Initiative für den Fortschritt oft von ihr ausgeht, wenn sie auch für die Durchführung ihrer Ideen zum grossen Teil noch auf die Mitarbeit der Missionen angewiesen ist. Aber die kulturellen Wandlungen im Laufe des letzten Jahrhunderts sind doch zum weitaus grössten Teil der Mission zu verdanken. Ich will hier nicht ein Loblied auf die Mission singen, sondern nur an Tatsachen zu zeigen suchen, was sie im Laufe des letzten Jahrhunderts in kultureller Hinsicht für die Goldküste geleistet hat. Das eigentliche Ziel der Missionsarbeit liegt zwar durchaus auf religiösem Gebiet, aber sie befasst sich doch mit der Persönlichkeit des Menschen in all' ihren Beziehungen und möchte alle dem Menschen verliehenen Gaben und Kräfte pflegen, damit er die ihm schon auf dem ersten Blatt der Bibel mit den Worten: „machtet euch die Erde untertan“ gestellte Kulturaufgabe lösen könne. Darum ist der kulturelle Einfluss der Mission auf allen ihren Arbeitsgebieten ein bedeutender, nur wird er sich, je nach der Stufe, auf der das Volk, unter dem sie arbeitet, steht, mehr in dieser oder jener Richtung geltend machen. Es ist klar, dass unter den primitiven Völkern Afrikas das Feld für zivilisatorische Betätigung ein besonders umfangreiches und vielseitiges war und die Nötigung dazu besonders dringend.

2. Als *die ersten Basler Missionare* im Jahre 1828 nach der Goldküste kamen, war, abgesehen von einigen Küstenplätzen, das Land von europäischer Kultur noch wenig beeinflusst. Die Missionare konnten selbstverständlich mit den einfachen Negerhütten nicht vorlieb nehmen. Wenn sie in diesem ungesunden Lande leben und arbeiten wollten, mussten sie vor allem gute Häuser haben. Aber da absolut kein Handwerker vorhanden war, der von dem Bauen nach Europäerart auch nur den leisesten Begriff gehabt hätte, so mussten die Missionare selbst Hand anlegen und versuchen, Schwarze, die dazu willig waren, anzuleiten. Aber wo waren damals die willigen Leute? Die Männer, soweit sie Freie waren, arbeiteten für sich selbst nichts. Dazu hatten sie Sklaven. Um Lohn gar für einen andern zu arbeiten war ganz unter ihrer Würde; das hätte sie ja auch zu Sklaven des Weissen erniedrigt. Es war ein Anschauungsunterricht für den Neger von der eminentesten Bedeutung, dass sie da einen freien Mann arbeiten sahen und merkten, er schämt sich keiner Arbeit, er hält Arbeit für nicht unter seiner Würde. Mit diesem praktischen Vorbild haben die Missionare im Innern des Landes angefangen, einer Revolution in der Anschauung der Neger

über Arbeit und deren Würde zu rufen, die für die Entwicklung der Kultur von grosser und entscheidender Bedeutung wurde. Aber das Beispiel, das die Missionare gaben, hat manchem von ihnen das Leben gekostet. Wenn schon niemand in den Tropen ungestraft unter Palmen wandelt, so kann der Europäer noch weniger ungestraft harte, schwere Arbeit wochen-, ja monatelang verrichten. Der einzige Missionar, der das Klima ertrug, Riis, kehrte, nachdem im Laufe von 12 Jahren zehn andere ins Grab gesunken waren, in die Heimat zurück.

3. Nun fasste die Basler Missionsleitung unter Führung ihres Inspektors Hoffmann, eines bedeutenden Geographen, den Plan, *schwarze Negerchristen von den westindischen Inseln* auf die Goldküste zu verpflanzen, die den Missionaren bei diesen schweren Arbeiten helfen sollten (cf. die Einleitung zu diesem Aufsatz). An Pfingsten 1843 kamen sie an und nun gings ans Bauen und Arbeiten, denn für die 26 Seelen zählende Kolonie und für die Missionare mussten Häuschen erstellt werden. Es entstand nach und nach eine Strasse in Akropong, die noch heute zu sehen ist, aus lauter einstöckigen Häusern mit soliden Mauern und einer hübschen Orangenallee. Sie führt zur Erinnerung an die Heimat jener Christen den Namen „Jamaikastrasse“. Aber welche Geduldsarbeit war es, bis diese fertig war und es nach und nach gelang, auch den Eingebornen das Bretter- und Balkensägen von Hand, das Schindelspalten und andere Künste beizubringen. In der ersten Periode baute man lauter einstöckige Häuser. Später wagte man sich auch an zweistöckige. Der untere Stock war gewöhnlich massiv, der obere aus Fachwerk und an der Sonne getrockneten Backsteinen. Die Türen, Fenster und Möbel etc. wurden immer an Ort und Stelle gemacht und so hatte man, als die Station ausgebaut war, aus den Leuten, die zur Hilfe gewonnen worden waren, eine Anzahl Maurer, Schreiner und Zimmerleute herangebildet, die die Kunst, die sie bei den Europäern gelernt hatten, bald auch für sich verwendeten. Zwölf solcher zum Teil grosser Stationen hat die Basler Mission im Laufe der Jahre im Land herum angelegt, mit einem oder mehreren Häusern für Missionare, Schulen, Kapellen, Pfarr- und Lehrerhäusern und auf zirka 180 Aussenstationen hat sie Lehrer- und Schulhäuser oder Kapellen erstellt. Jede einzelne dieser Missionsstationen ist für die betreffende Gegend ein Kulturzentrum und Kulturfaktor allerersten Rangs. Wenn man sich eine Zeitlang auf einer solchen Missionsstation im Innern aufhält, so wird man auch heute noch sehen,

welche Menge von Aufgaben ein Missionar auf der Goldküste zu lösen hat. Fast immer ist etwas zu bauen, wo man Zimmerleute, Maurer, Schreiner, Steinbrecher etc. anzuleiten hat. Da ist der Mustergarten der Schule, in dem Mais, Kaffee, Kakao, Gummi, Baumwolle etc. etc. gepflanzt wird und mit der Schule ist auch noch allerlei Handarbeitsunterricht verbunden: Schreinerei, Buchbinderei, Schnitzerei, Flechtarbeiten etc. Hat der Missionar das Vertrauen der Leute gewonnen, so kommen sie mit allen möglichen Fragen an ihn: Quartieranlagen in den Dörfern, Wegeanlagen zwischen denselben, Wasserversorgung, Besorgung von Geräten und Handwerkszeug, von der Nadel und Nähmaschine für den Schneider bis zur Waldsäge und Fusswinde für den Holzsäger; ferner soll er manchmal Harmonium und Musikdose, Taschenuhr und Regulator verschaffen und dann etwa auch reparieren. So findet nach und nach manches seinen Weg in die einst so öde und düstere Wildnis. Das Zentrum deutscher, christlicher Kultur, das die Missionsstation darstellt, dient als Vorbild, dem man nachleben möchte. Das liesse sich natürlich noch an einer Menge anderer Dinge nachweisen.

4. Aber die Basler Mission hat sich mit diesen mehr gelegentlichen Arbeiten zur Förderung der Kultur nicht begnügt, sondern sie hat gewisse Kulturgebiete ganz energisch und systematisch zu bearbeiten angefangen. Welche Mühe gab man sich, die Landwirtschaft zu fördern! Zu einer Zeit, als die Kolonialregierungen noch kaum etwas Nennenswertes leisteten in dieser Richtung (abgesehen von den Versuchen der dänischen Regierung am Anfang des Jahrhunderts) wurde eine Reihe von Landwirten auf die Goldküste gesandt, die Versuche machten, die *Landwirtschaft* zu heben und den Eingebornen Anleitung zum Anbau von allerlei Nutzpflanzen zu geben. Mit 24 Sorten von Getreide und Hülsenfrüchten wurden neben einheimischen Pflanzen Versuche gemacht. Mit der *Aufzucht von Rindvieh* und andern Tieren mühte man sich jahrelang ab. Alle möglichen Obstsorten wurden eingeführt. Man wollte den Leuten Erwerbsquellen erschliessen, um sie in den Stand zu setzen, später selber für ihre kirchlichen und Schul-Bedürfnisse aufzukommen. Einzelheiten zu nennen, würde zu weit führen. Als Kulturpflanzen, die die Mission eingeführt hat, seien nur genannt Kaffee, der eine zeitlang reichlich gepflanzt und auch exportiert wurde und Kakao, der den Kaffee jetzt ganz verdrängt hat. Welche Bedeutung der Kakao heute hat, erhellt aus der letztjährigen Ausfuhr, die 45,277,606 englische Pfund betrug im Wert von £ 755,347 = Fr. 18,883,775. —

Schon die westindischen Christen brachten Kakaofrüchte mit und Missionar Mohr liess in den achtziger Jahren einige Säcke von Kamerun kommen. Die wenigen Schoten, die damals noch brauchbar waren, sind in der Provinz Akem gepflanzt worden und heute sind daraus Hunderttausende von Bäumen geworden. Manche Arbeit dieser Landwirte war nicht von Erfolg gekrönt und die Bemühungen und Opfer, auch an Menschenleben, hätten wohl einen grösseren Erfolg verdient.

5. Mit grösserer Befriedigung kann die Basler Mission auf ihre Bemühungen zur *Schaffung eines eingebornen Handwerkerstandes* zurückblicken. Schon frühe wurden fachmännisch gebildete Handwerker an die Goldküste gesandt, die erst da und dort Versuche machten. Schliesslich kam es zur Gründung einer eigentlichen Handwerkerschule in Christiansbog, nahe bei Accra. Schreiner, Zimmerleute, Wagner, Schlosser, Schuhmacher, Buchbinder zogen hinaus. Einzelne Zweige sind aufgehoben oder werden jetzt von den Eingebornen betrieben, wie die Schuhmacherei. Dagegen besteht heute noch eine Schule für Eisen- und Holzarbeiter, die auf einen mehr als fünfzigjährigen Bestand zurückschauen kann und in der Hunderte von Handwerkern ausgebildet wurden. Lange Jahre war das die einzige Schule dieser Art in ganz Westafrika und die in ihr ausgebildeten Handwerker fanden von Sierra-Leone bis hinunter an den Kongo bei Faktoreien und Regierungen gut bezahlte Arbeit. Manche zogen hinein ins Innere und haben dort unter einem Schattenbaum ihre Werkstätte aufgeschlagen und wieder Lehrlinge genommen. Es war oft eine heisse und schwere Arbeit, die die europäischen Meister da am Ambos oder der Hobelbank zu tun hatten, aber sie haben für die Entwicklung des Landes sehr viel geleistet. Um zu verhindern, dass die Lehrlinge vor der Zeit weglaufen, muss seit einer Reihe von Jahren jeder einen Vertrag unterzeichnen und Fr. 100. — hinterlegen. Hält er die vertragsmässige Lehrzeit von drei Jahren aus, so bekommt er sein Geld wieder zurück. Läuft er vor der Zeit davon oder muss er wegen schlechten Betragens entlassen werden, so geht er desselben verlustig. Die Basler Mission hat gerade für diese industriellen Betriebe schon viel Lob geerntet seitens der Kolonialregierung.

6. Auch sonst hat die Basler Mission noch da und dort Gelegenheit gehabt auf dem einen oder andern Gebiet, namentlich im Innern, bahnbrechend vorzugehen. Die erste Strasse von Accra nach Akropong wurde, wie schon angedeutet, von Basler Missionaren gebaut.

Die Regierung gab hin und wieder ein wenig Geld dazu, aber bei weitem nicht so viel, als der Strassenbau kostete. Auch die ersten *Brunnen* im Innern wurden durch Basler Missionare angelegt, zuerst tiefe Zisternen und dann vor einer Reihe von Jahren auch einige, die mit Tiefbohrern gegraben wurden. Auf der ganzen Goldküste hat man damals mit Interesse die Arbeiten an dem ersten Brunnen beobachtet, der gebohrt wurde und der einem Dorf, das in der trockenen Zeit oft 2—3 Stunden weit schlechtes, schlammiges Wasser hertragen musste, das ganze Jahr hindurch reichliches und gesundes Wasser liefern sollte und was war es für ein Jubel, als das Werk, nachdem die Hoffnung bereits aufgegeben war, doch gelang und sich auch in der trockensten Zeit bewährte. Es ist nur schade, dass der Mission die Mittel fehlen, um diese Wohltat noch vielen Dörfern, die es nötig hätten, zu verschaffen und die englische Regierung ist dafür nicht zu haben.

7. Vielleicht noch mehr als auf dem Gebiet der materiellen Kultur, machte sich der Einfluss der Mission auf dem Gebiet der *geistigen Kultur* geltend. Während die Basler Mission mit ihren Bestrebungen zur Förderung der Landwirtschaft und der Industrie in der Hauptsache allein stand, haben sich auf dem Gebiet der geistigen Kultur, namentlich des Schulwesens, auch noch andere Missionen betätigt, besonders eine englische Gesellschaft. Nur in zwei Punkten hat sich die Schularbeit der Basler Mission von der Arbeit dieser andern Gesellschaften bedeutend unterschieden; einmal in der Betonung und Wertschätzung des Unterrichts in der Landessprache und zum andern darin, dass sie seit Jahrzehnten, eigentlich von Anfang an, darauf bedacht war, einen eigenen soliden Lehrerstand zu erziehen.

8. Sobald die ersten Missionare ein wenig sich eingelebt und die ersten sprachlichen Studien gemacht hatten, begannen sie mit *Schularbeit*. Es war natürlich schwierig, den Leuten ein Verständnis für den Wert derselben beizubringen und man hat wohl im Anfang manchmal Schulgeld bezahlt, nur bezahlte es nicht der Schüler, sondern der Lehrer, denn die Eltern der Kinder meinten, wenn der Junge jeden Tag einige Stunden in der Schule für den Europäer arbeite, so müsse derselbe auch dafür bezahlen. Das ist mit der Zeit anders geworden und heute erhebt die Basler Mission allein zirka Fr. 7000 Schulgeld. Im ganzen wurden von den Schulen aller Gesellschaften im Jahre 1908 zirka Fr. 26,000 erhoben. Schon das zeigt, wie allmählich Schulbildung gewertet wird. Schulzwang ist

ja eigentlich keiner vorhanden. Zwar hat die Basler Mission von Anfang an versucht, ihren Gemeindegliedern es zur Pflicht zu machen, die Kinder zur Schule zu schicken und der Schulbesuch unserer Christenkinder ist auch ein ziemlich regelmässiger, aber wir haben keine anderen Zwangsmittel als moralische. Da es ja keinerlei allgemeine zivilamtliche Register gibt, so hat man auch gar keine Kontrolle über schulpflichtige Kinder. Einzig in den Christengemeinden ist das möglich, denn dort führen wir natürlich Tauf-, Familien- und Totenregister.

9. Nach und nach wurde eine kleine *Literatur* hergestellt in der Landessprache und zwar wurden zwei Sprachen zu Schriftsprachen erhoben, das Gâ und das Tschi. Heute bedauern wir es, dass auch das Gâ eine Literatur hat, denn so wie die Verhältnisse jetzt liegen, könnte das Gâ ganz wohl durch das Tschi verdrängt werden, so dass nach und nach auf der Goldküste eine einheitliche Sprache entstünde. Die englische Mission hat noch einen Tschi-Dialekt (das Fante) aufgenommen und darin eine kleine Literatur geschaffen. Es mag sein, dass es trotz der Gâ- und Fante-Literatur auf der Goldküste noch einmal zu einer einheitlichen Sprache kommt (Tschier und Fanteer verstehen sich übrigens ganz gut), aber durch die verschiedenen Literaturen wird der Prozess jedenfalls erschwert und verlangsamt, denn eine Sprache, die eine, wenn auch kleine Literatur besitzt, stellt einem Aufsaugungsprozess doch einen viel zäheren Widerstand entgegen, als eine literaturlose Sprache. Da bald der englische Unterricht in der Schule einen breiten Raum einnahm und die Lehrer und Prediger sowohl als auch die Schüler, die zu Handlungsgehilfen und subalternen Beamten herangebildet wurden, in der Kenntnis der englischen Sprache soweit gefördert wurden, dass sie ohne allzugrosse Mühe englische Literatur lesen können, so sah sich die Mission der grossen und kostspieligen Aufgabe enthoben, eine umfassende Literatur zu schaffen. Man beschränkte sich also darauf, eine religiöse Literatur und Schulbücher in der Landessprache herzustellen. Der Katalog unserer Literatur in der Tschisprache weist heute zirka 25 Nummern auf, darunter die Bibel, ein Gesangbuch mit 456 Liedern, Biblische Geschichte, Bunyans Pilgerreise, drei Lesebücher, eine kleine Weltgeschichte, eine Grammatik, ein Tschis-Englisch und Englisch-Tschis Wörterbuch, ein Gemeindeblatt. Die Gâ-Literatur ist ein wenig kleiner, besitzt aber im Wesentlichen die gleichen Nummern.

10. Es wurde schon oben einmal darauf hingewiesen, dass die

Basler Mission oft im Kampf gegen die englische Regierung den *Unterricht in der Landessprache* durchsetzen musste. Durch diesen Unterricht erreicht sie aber, dass ein bedeutender Prozentsatz ihrer Gemeindeglieder lesen und schreiben kann.

11. In diesem Zusammenhang mag auch noch hingewiesen sein auf die Bemühungen zur *Ueberwindung des heidnischen Aberglaubens*. Wir haben gerade in den letzten Monaten wieder Gelegenheit gehabt zu vernehmen, wie der Aberglaube dem kulturellen Fortschritt auf irgend einem Gebiet oft hinderlich in den Weg tritt. Man denke an die Schwierigkeit, mit der sanitäre Massregeln zur Bekämpfung der Cholera in Russland und Italien durchgeführt werden mussten, weil der Aberglaube der Bevölkerung sich dagegen sträubte. Aehnliche Beobachtungen macht man natürlich unter den animistischen Naturvölkern sehr oft. Zur Ueberwindung solchen Aberglaubens genügt es nicht, die Leute nur zu belehren, sondern man muss sie dazu erziehen und erst wenn sie an andern sehen, dass man ohne Schaden zu nehmen, sich über alle möglichen und unmöglichen abergläubischen Vorstellungen hinwegsetzen kann, erst dann gerät der Aberglaube der Leute ins Wanken und sie fangen an, vernünftiger Belehrung zugänglich zu werden. Sehr viel zur Bekämpfung des Aberglaubens hat die ärztliche Mission beigetragen, die leider auf dem europäischen Kontinent lange nicht die ihr gebührende Achtung und Anerkennung fand. Die Basler Mission war die erste deutsche Missions-Gesellschaft, die einen Missionsarzt aussandte und zwar einen Schweizer, Dr. R. Fisch von Aarau, der im Jahr 1884 nach der Goldküste ging und heute noch dort in der Arbeit steht. Aber alle Missionare der Basler Mission erhalten im Missionshaus eine bescheidene ärztliche Ausbildung und draussen gibt es Gelegenheit genug, seine Kenntnisse an den Mann zu bringen und gerade bei solchen Hülfeleistungen die abergläubischen und oft allem vernünftigen Denken Hohn sprechenden Ansichten der Neger kennen zu lernen und zu bekämpfen. Das ist natürlich ein langer und heisser Kampf, aber vergeblich ist er nicht. Die englische Regierung hatte vor zwei Jahren, als die Pest in Accra ausbrach, viel weniger Schwierigkeiten, energische Massregeln zu ihrer Eindämmung durchzuführen, als das in Russland und Italien gegen die Cholera der Fall war und nach drei Monaten war auch die letzte Spur von Pest verschwunden. Der Missionsarzt Dr. Fisch, der einzige europäische Arzt, der die Landessprache redet, hat damals in den Dörfern des Pestbezirks eine Menge belehrender Vorträge gehalten und den Leuten die Mass-

regeln der Regierung erklärt und sie selbst zu vernünftigem Verhalten ermahnt; und da die Leute ihn kannten und Vertrauen zu ihm hatten, so machte das Eindruck und erleichterte das Vorgehen der Regierung.

Aber nicht nur auf hygienischem Gebiet bereitet der Aberglaube dem Fortschritt Hindernisse, sondern auch auf andern Gebieten. Da sind Flüsse, Seen, in denen man nicht fischen darf oder wenigstens nur zu gewissen Zeiten, an bestimmten Tagen; man darf mit keinem Boot darüber fahren; manche Speisen darf man nicht essen, weil der Fetisch es nicht erlaubt; kurz eine Menge von Vorschriften, die eben durch die Knechtung unter die Natur, in der der Animist sich befindet, bedingt sind und solange er von dieser Knechtung nicht frei wird und über die Natur sich stellen kann, solange ist von einem ungehinderten Fortschritt keine Rede. Diese Stellung über die Natur und Emanzipation von diesen abergläubischen Vorstellungen wird vielleicht hin und wieder erreicht durch den Reiz eines momentanen Gewinns, der sich zeigt, aber dauernd sicher fühlt sich der ursprüngliche Animist nur dann über die Natur erhoben, wenn er Christ geworden ist. Diese Wandlungen, bei denen es sich schliesslich eben um Neugestaltung des ganzen religiösen Denkens eines solchen Volkes handelt, gehen nur nach und nach vor sich, aber ohne diese Wandlung kann eine dauernde, auf solider geistiger Grundlage ruhende Kultur nicht geschaffen werden.

12. Auch auf dem Gebiet der *sozialen Kultur* hat die Mission im Laufe des Jahrhunderts Einrichtungen geschaffen und Einwirkungen aufzuweisen, die von nicht zu unterschätzender Bedeutung sind. Vor allem ist hier darauf hinzuweisen, dass die Mission durch konsequente Erziehung ihrer Gemeindeglieder zur Monogamie erst eine Familie in unserem Sinn geschaffen hat, in der Mann und Frau und Kinder zusammenleben und in der auch eine ordentliche Kindererziehung möglich ist. Die liegt zwar heute auch noch bei vielen eingebornen Christen im Argon, aber wenn man sie vergleicht mit der Erziehung unter den Heiden und die Unterstützung der Schule, die dort fehlt, mit in Betracht zieht, so ist die Erziehung doch ein gutes Stück besser. Welche Folgen das Entstehen der christlichen Familie für das Erb- und Güterrecht hat, darauf wurde schon oben hingewiesen.

Ferner hat die Mission in ihren Gemeinden zuerst die vollständige Abschaffung der Sklaverei durchgeführt und dadurch das energische Vorgehen der englischen Regierung in diesem Stück mit ermöglicht. — Die Mission sah sich bald genötigt aus allerlei, hier nicht weiter

auszuführenden, triftigen Gründen, ihre Christen auf einem besonderen Stück Land anzusiedeln. Sie stehen zwar unter der Herrschaft der Häuptlinge und müssen ihre Pflicht als Untertanen derselben und Glieder ihres Volkes erfüllen. Aber da Staat und Religion unter diesen Völkern so sehr enge verknüpft sind, gab es doch Fragen und Gebiete, in denen man den Christen eine gewisse Freiheit gewähren musste. Diese Freiheiten bieten ihnen aber keine materiellen Vorteile, ausser etwa darin, dass sie nichts zu den Lasten des heidnischen Kultus beitragen müssen; dafür aber werden sie sehr stark zu den Lasten herangezogen, die Kirche und Schule mit sich bringen. In diesen christlichen Gemeinwesen, die an manchen Orten schon eine stattliche Grösse aufweisen und sogar den heidnischen an Bedeutung überlegen sind, konnte man auch allerlei Ordnungen durchführen, die unter Heiden nicht durchzuführen waren, Sie zeichnen sich vor heidnischen Ansiedlungen vielfach aus durch bessere Häuser, schönere Anlagen, grössere Reinlichkeit etc. und wirken als Vorbilder und Muster auch für die heidnischen Nachbarn.

13. Eine sehr weitgreifende und wichtige Wirkung der Arbeit der Mission ist hier noch zu erwähnen. *Die Mission wirkt nationbildend*, d. h. ihre Arbeit trägt sehr viel dazu bei, dass sich all' die Stämme, unter denen sie arbeitet und die früher jeder für sich ein ganz gesondertes Dasein führten, als Einheit fühlen lernen. Dazu trägt vor allem die gemeinsame Literatur und der gemeinsame Glaube der Christen bei. Das kam z. B. auf der Synode der Christen des Tschigebietes im Februar 1909 sehr zur Geltung. Da haben Vertreter der schwarzen Gemeinden aus den verschiedensten Stämmen, darunter auch Asanteer, in Liebe und Eintracht gemeinsame Beratungen gepflogen und gemeinsame, für alle gleichbindende Beschlüsse gefasst. Die schwarzen Christen konnten selber nicht genug davon sagen, wie wunderbar ihnen diese Wandlung vorkomme. Früher haben sie nie Asanteer unter sich gesehen, es sei denn als Krieger und Feinde und jetzt finden sich Vertreter aller Stämme zu gemeinsamer Arbeit zusammen. Das Bestreben, die Gemeinden aller Tschiredenden Stämme in einer einheitlichen Kirche mit einer Organisation und einer gemeinsamen Kasse zusammenzufassen, fordert zwar von Seiten der Mission noch viel erzieherische Arbeit, denn dass ein wirtschaftlich stärkeres Gemeinwesen ein schwächeres tragen und stützen soll, das ist ein den Negern absolut fremder Gedanke. Aber diese ganze Entwicklung, wenn sie sich auch langsam vollzieht, ist für die Zukunft der Goldküste von grosser Bedeutung.

14. Noch ist der Fürsorge für die Armen zu gedenken. Es ist zwar in diesem Stück auf der Goldküste nicht viel zu tun, denn die Sippschaft ist verpflichtet, für ihre Glieder zu sorgen und entzieht sich dieser Pflicht auch selten. Aber wenn es Fremde oder Einzelstehende in einer Gemeinde gibt, so sind solche in ihrem Alter manchmal in Not. Da hat man, wo es nötig war, von Gemeindewegen für sie gesorgt, indem man etwa Armenhäuschen baute und ihnen Nahrung verschaffte.

Für ihre Angestellten hat die Basler Mission schon seit vielen Jahren eine jetzt ganz automatisch funktionierende Pensionskasse geschaffen, zu der die Mission heute nichts mehr beizutragen braucht. Sie hat einen Fond, der durch regelmässige Beiträge der Mitglieder, die sich nach der Höhe des Gehaltes richten, geüfnet wird und aus dem sie dann ihre Pensionsgehälter beziehen. Es ist bei dieser Kasse alles sehr genau geregelt.

In gewissem Sinne kann man sagen, alle Faktoren, die im Laufe des letzten Jahrhunderts kulturfördernd auf die Goldküste eingewirkt haben, die haben mehr oder weniger auch kulturzerstörend gewirkt, wenn man dabei an die vorhandenen Kulturansätze denkt. Manche dieser Ansätze sind weiter ausgebaut worden, wie z. B. die Goldschmiedekunst; aber andere gehen zurück, weil ihre Produkte zu teuer sind und nicht mit den Produkten der Maschinen und des Fabrikbetriebs konkurrieren können. Das gilt z. B. von den Produkten der Weberei, Flechtereie, Eisenindustrie etc. Es ist das sehr zu bedauern. Aber da sind eben die gleichen Gesetze wirksam, wie bei uns in der Heimat, wo durch die Maschinen manches exakter und schöner und billiger gemacht wird, als man es früher von Hand machen konnte, wo durch die Maschinen aber auch manche Kunstfertigkeit im Handwerk für immer verloren gegangen ist und noch verloren geht. Man denke an Weberei, Schuhmacherei, Schmiedearbeiten etc. Das lässt sich auch auf der Goldküste nicht aufhalten.

## C. Der heutige Stand der Kultur auf der Goldküste.

Nachdem wir nun die Faktoren kennen gelernt haben, die am meisten zu den kulturellen Wandlungen auf der Goldküste beitrugen und diesen Wandlungen nachgegangen sind, erübrigt uns noch zu versuchen, ein Bild von dem heutigen Stand der Kultur zu entwerfen. Es ist zwar alles im Fluss und die Verhältnisse ändern

sich sehr rasch. Es ist darum auch nicht möglich ein Bild zu zeichnen, das allgemein Gültigkeit hätte, denn der Unterschied zwischen einzelnen Stämmen und Landesteilen ist sehr gross. Man müsste deshalb eigentlich für jede Provinz ein eigenes Bild entwerfen und hätte nachher vielleicht doch keine richtige Vorstellung. Wir wollen uns daher darauf beschränken, einige statistische Angaben zu machen über das Resultat der Missionsarbeit, wie es sich in Zahlen darstellt, über das Schulwesen und über den Handel.

### 1. Die Missionskirche.

Leider stehen mir für das Resultat der Missionsarbeit feste Zahlen nur für die Basler Mission zur Verfügung. Diese zählte am 1. Januar 1910 auf 11 Haupt- und 179 Nebenstationen zusammen 22,792 Christen, darunter 10,596 Kommunikanten, also vollberechtigte Kirchenglieder. Die Zahl der Mitglieder der englischen Wesleyanerkirche wird annähernd gleich gross sein. Wie viele katholische Christen auf der Goldküste sind, weiss ich nicht. Zwei andere evangelische Missionen, die erst wenige Jahre an der Arbeit stehen, haben jedenfalls noch ganz kleine Gemeinden. Eingeborne Arbeiter zählt die Basler Mission: 22 Pfarrer, 147 Katechisten, aus denen die Pfarrer gewählt werden, aber erst wenn sie sich mindestens 10 Jahre im Amt bewährt haben. Von diesen Katechisten, die alle die Primarschule, Mittelschule und das ganze Seminar durchlaufen haben, werden viele ganz oder teilweise für Schularbeit verwendet. Ferner 103 Lehrer, die teilweise, namentlich auf kleinen Nebenstationen, auch Gemeindefarbeit tun, und endlich 4 Lehrerinnen, zusammen 276 eingeborne Angestellte. Für die andern Gesellschaften fehlen mir die entsprechenden Zahlen.

Die Christen der Basler Mission haben im Jahre 1909 für kirchliche Zwecke geleistet:

an freiwilligen Beiträgen	Fr.	37,184.40
an Kirchensteuer . . . „		78,882.19
		<hr/>
zusammen	Fr.	117,066.59

Dazu kommen die regelmässigen Sonntagskollekten, die für die laufenden Bedürfnisse der betr. Gemeinde verwendet werden und die zusammen eine ganz erkleckliche Summe ausmachen würden und die bedeutenden Aufwendungen an Zeit und Geld für Kirchen und Schul-, Pfarr- und Lehrerhausbauten.

## 2. Das Schulwesen.

Ein klareres und vollständigeres Bild kann ich vom Schulwesen geben. Unter dem Board of Education standen im Jahre 1908 154 Schulen mit 14,889 Schülern. Dazu kommen noch 223 Schulen, die nicht unter dem Board of Education stehen mit zusammen 4599 Schülern. Bisher war die Basler Mission die einzige Gesellschaft an der Goldküste, die Lehrer- und Prediger-Seminare hatte, in denen am 1. Januar 1910 zusammen 111 Schüler waren. Erst im Jahre 1909 hat die englische Regierung ein Lehrerseminar eröffnet.

Die Lehrgegenstände für die Schulen unter dem Board of Education sind folgende:

*Obligatorische Fächer*, natürlich ausschliesslich in englischer Sprache: Lesen, Colloquial Englisch, Schreiben, Rechnen, Hygiene. In diesen Fächern wird einzeln geprüft und der Regierungsbeitrag nach den Einzelleistungen berechnet.

*Fakultative Fächer*, in denen der Beitrag nach der Durchschnittsleistung berechnet wird: Diktat, Aufsatz, Geographie, Geschichte, Grammatik, Zeichnen, Musik, Anschauungsunterricht, Turnen, Stenographie, Buchführung, Maschinenschreiben, Handarbeit — und für Mädchen Nähunterricht.

Was von den Lehramtskandidaten im Examen verlangt wird, könnte man am besten aus den Examensaufgaben ersehen. Aber es würde zu weit führen, alle Fragen zu nennen, die z. B. beim Examen im Jahr 1908 gestellt wurden. Ich will deshalb nur zwei oder drei von jedem Fach anführen:

*Arithmetik*: Suche den exakten Preis von 9 cwt 3 qrs 24 lbs zu £ 3. 5. 8<sup>d</sup> per cwt.

Suche die Kubikwurzel von 3460  $\frac{41}{512}$

(Aus 19 Aufgaben musste eine bestimmte Zahl gelöst werden.)

*Geometrie*: Den pythagoräischen Lehrsatz beweisen.

Beweise, dass zwei Winkel in einem Dreieck zusammen kleiner sind als zwei rechte Winkel.

(8 Fragen zur Auswahl gestellt.)

*Algebra*: Dividiere  $4x^3 - 7x - 3$  durch  $(x + 1)(3x + 1)$ .  
Multipliziere  $x^5$  mit  $x^4$ . (20 Fragen gestellt.)

*Kaligraphie*: Ein Wort in grosser Schrift.

Einen vorgeschriebenen Vers in gewöhnlicher Schrift.

*Diktat*: Der Abschnitt wird vorher und nachher einmal vorgelesen.

*Geschichte:* Zeige den Unterschied zwischen der römischen, sächsischen und normannischen Eroberung Englands.

Gib kurze Notizen über vier von den folgenden Personen: Sir Philipp Sidney, Lord Burleigh, The Black Prince, Lady Jane Grey, Sir Thomas More, Sir John Oldcastle.

*Mensuration:* Verwandle 379 links in yards.

Eine quadratförmige Tafel ist 6 Quadratfuss und 36 Quadratzoll gross und hat einen Rahmen 2 Zoll breit. Was ist der äussere Umfang? — (19 Fragen gestellt.)

*Aufsatz:* Die Herstellung guter Strassen und ihr kommerzieller Wert.

Eine historische Beschreibung irgend eines Forts an der Goldküste. — (4 Themata gestellt.)

*Englische Grammatik:* Analyse eines vorgeschriebenen Satzes.

Unterscheidung zwischen transitiven und intransitiven Verben. 4 Sätze mit Beispielen.

*Methodik:* Schreibe Notizen für eine Lektion über Regen (für eine obere Klasse) oder Reinlichkeit. — Welche Ordnung muss man einhalten beim Lehren der einzelnen Satztheile.

*Geographie:* Erkläre die Entstehung von Tau, Nebel, Wolken, Hagel.

Zeichne eine Karte über die Lage der vier grössten afrikanischen Seen. — (23 Fragen gestellt.)

*Hygiene:* Gib eine kurze Beschreibung des Herzens und seiner Funktionen mit Zeichnung. — Beschreibe und erkläre die Veränderung der Luft während des Atmens.

*Freihandzeichnen:* Nach einer Vorlage.

Bei den Prüfungen nach den landwirtschaftlichen Fortbildungskursen wurden unter andern folgende Fragen gestellt: Wie werden Gummibäume angezapft? — Wie wird Kakao fermentiert? — Welche Mittel kann man anwenden, den Boden fruchtbar zu machen? — Wie wird Baumwolle am besten gepflanzt? (10 Fragen gestellt.)

Die Antworten müssen natürlich ganz in Englisch gegeben werden.

Die Anforderungen, die an die Lehramtskandidaten gestellt werden, sind ziemlich hoch und man kann daraus ersehen, dass man von den Negern etwas erwarten kann und sie imstande sind, etwas Ordentliches zu leisten. Ueber die Zweckmässigkeit einzelner Fächer kann man allerdings verschiedener Meinung sein, Was bei diesen Lehrerexamen gefordert wird, ist das Höchste, was bis jetzt auf der Goldküste in Examen geleistet wird. Es wird wohl auch noch eine Aufgabe der Zukunft sein, eine organischere Verbindung zwischen der vorhandenen geistigen Kultur und der importierten, wie sie in

diesen Examensfragen sich darstellt, zu schaffen und dafür zu sorgen, dass etwas mehr Bodenständiges daraus erwächst. Das wird aber in der Hauptsache eine Arbeit der Eingebornen sein müssen und das Gesamtniveau der Kultur wird nur nach und nach gehoben werden.

### 3. Der Handel.

Die Statistik des Handels lässt Schlüsse zu, die sich mehr auf das Volk im Allgemeinen, seine Arbeit, seine Lebenshaltung etc. beziehen und kann somit dazu beitragen eine, wenn auch unvollkommene, Vorstellung von der heutigen Kultur zu geben, denn auch da sind natürlich die grössten Unterschiede vorhanden. Die folgenden Zahlen sind dem Handelsbericht für 1909 entnommen.

Der Wert des Gesamtimports im Jahre 1909 betrug £ 2,005,195 (excl. bares Geld) und setzt sich teilweise aus folgenden Summen zusammen. Es werden nur die Hauptartikel genannt:

Kleider und Wäsche . . . . .	£ 75,815
Glasperlen . . . . .	„ 23,461
Baumaterialien . . . . .	„ 48,989
Kohlen . . . . .	„ 28,468
Baumwollwaren . . . . .	„ 425,190
Mehl . . . . .	„ 37,394
Eisenwaren . . . . .	„ 64,461
Maschinen . . . . .	„ 155,273
Parfümerien . . . . .	„ 25,024
Provisionen . . . . .	„ 119,154
Reis . . . . .	„ 52,342
Eisenbahnmaterial . . . . .	„ 65,591
Seidenwaren . . . . .	„ 30,278
Spirituosen . . . . .	„ 132,640
Tabak . . . . .	„ 63,885

Am Import sind beteiligt:

England . . . . .	mit £ 1,781,002
Deutschland . . . . .	„ „ 245,043
Frankreich . . . . .	„ „ 10,459
Amerika . . . . .	„ „ 886
Holland . . . . .	„ „ 158,176
Süd-Nigeria . . . . .	„ „ 44,659
Sierra-Leone . . . . .	„ „ 2,667
Andere englische Kolonien	„ „ 13,359
Andere Länder . . . . .	„ „ 138,161

Der Export betrug im Jahre 1909:		im Wert von
Kakao	45,277,606 lb . . . . .	£ 755,347
Kolanüsse	4,888,208 „ . . . . .	93,850
Copra	809 tonnen . . . . .	10,451
Rohbaumwolle	31,290 lbs . . . . .	790
Gold	. . . . .	1,008,006
Bauholz	. . . . .	82,937
Produkte der Palme (Oel u. Kerne) u. einige andere Artikel	„	233,403
Gesamtwert des Exports		£ 2,459,031 (excl. bares Geld).

Der *Gesamthandel* stellte sich 1909 wie folgt:

Import . . . . £ 2,400,354 (inkl. bares Geld)

Export . . . . „ 2,655,573 „ „ „

zusammen £ 5,055,927 oder Fr. 126,398,175. —

Damit sei es genug der Zahlen. Wenn wir aber mit diesen Zahlen und den angeführten Examensaufgaben vergleichen, was wir von dem Kulturzustand der Goldküste am Anfang des letzten Jahrhunderts hörten, dann müssen wir sagen, es sind gewaltige Wandlungen vor sich gegangen auf allen Gebieten des kulturellen Lebens. Und diese Erfolge wären doch nicht möglich gewesen, wenn man es dort nicht mit einem Volk zu tun hätte, das gehoben werden kann. Das Volk der Goldküste darf aber wohl als ein typisches Beispiel für die Bevölkerung des tropischen Afrika angesehen werden und die Entwicklung der Goldküste also auch als ein Beispiel für das, was im tropischen Afrika möglich ist. Die Möglichkeiten sind übrigens noch lange nicht erschöpft. Es ist erst ein Anfang gemacht. Wenn alle Faktoren, die dort wirksam sind: Regierung, Handel und Mission zusammenarbeiten und es lernen, sich gegenseitig zu achten und zu schätzen, so wird die kulturelle Entwicklung der Goldküste auch weiterhin erfreuliche Fortschritte machen. Nur muss man dafür Sorge tragen, dass die Entwicklung nicht eine einseitige wird, sondern dass alle Fähigkeiten der schwarzen Rasse auch in jenem Teil Afrikas gleichmässig gepflegt und ausgebildet werden. Und wenn das in ganz Afrika geschieht, so wird auch jener Kontinent je länger je mehr seinen Beitrag leisten zum kulturellen Fortschritt und zum Wohl der ganzen Menschheit.

\* \* \*

*Berichtigung.* Im I. Heft 1911 der „Mitteilungen“, Seite 35, in der 8. Zeile von oben soll es heissen 1471 statt 1741.